Marmontels

Leben

und

Denkwürdigkeiten

in dem Zeitraume von 1723—1799

von ihm selbst geschrieben,

und

nach seinem Tode herausgegeben.

Aus dem Französischen übersetzt.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1805.
bey Johann Conrad Hinrichs.

Inhalt

des zweiten Theils.

Fünftes Buch.

Der Verf. kommt in Versailles an und dankt der Pompadour. S. 3. Schilderung des Herrn de Marigny; des Verf. Verhältnisse, Ton, Art des Umgangs mit ihm. Ebend. Seine schätzenswerthe Beharrlichkeit in Ausübung seiner Amtspflicht. S. 7. Leben des Verf. in Versailles, Fontainebleau, Compiegne. Sein neues Studium der Literatur. S. 8. Das Königsspiel in Marly. S. 10. Gesellschaften der Vf. in Versailles Abbe Delaville. Dubois. Madame Filleul. Bouret. S. 11. Verheirathung der ältesten Schwester der Verf. mit Herrn Odde. S. 12. Bouret schafft diesem ein Amt. S. 14. Madame de Pompadour verspricht dem Verf. ein anderes für Herrn Odde, vergißt es und wird vom Verf. genöthigt, Wort zu halten. S. 16. Verbindung des Verf. mit Mad. de Chalut. Ansehen, in dem diese Dame bei der Dauphine steht. Der Verf. beschwert sie nie mit Bitten. S. 18 Der Verf. dichtet Verse auf des Dauphins Genesung. S. 20. Der Verf. wohnt dem Diner des Dauphins und seiner Gemahlin bei, die ihm danken wollen und sich nicht dazu entschließen können. S. 21. Der Verf. bewirkt die Anerkennung der Tochter des Marschalls von Sachsen. Ebend. Quesnai Leibarzt der Pompadour. S. 22. Dedikation des Werkes eines Irländers Patulo. S. 23. Schöner Zug von Quesnai. S. 24. Die Gräfin d'Estrade. Ebd. Intrigue des Herrn Argenson, um dem König eine andere Maitresse zu geben. Ebd. Diners bei Quesnai mit Diderot, Helvetius. S. 27. Mad. de Marechais (nachher Frau von Angiviller). Schilderung und Lob dieser Dame und ihres Zirkels. Ebd. Herr d'Angiviller. Sein Verhältniß mit seiner Gemahlin vor und nach der Heirath. S. 29. Umänderung der Deklamirkunst durch die Clairon bewirkt. S. 31. Neue Be=

merkungen über die Verhältnisse zwischen dem Vf. und dem Herrn de Marigny. S. 35. Unvorsichtigkeit der Regierung, da sie Voltaire im Exil ließ. S. 36. Der Vf. bittet um eine Audienz bei der Frau von Pompadour und thut patriotische Vorschläge. S. 38. Der Abbe' (dann Kardinal) Bernis. S. 41. Seine erste Verbindung mit Fr. von Pompadour; S. 42. Sein Glück. S. 43. Er bedient sich des Vf. bei einer wichtigen Arbeit. S. 45. Er macht ihm Anträge. S. 46. Bemerkung eines alten Beamten über Bernis, der Minister der fremden Angelegenheiten geworden war. S. 47. Vorschlag des Vf., über die Archive dieses Departements, den der Minister gut aufzunehmen scheint und doch den Vf. vergißt. Ebendas. Eine besondere Krankheit auf besondere Art geheilt. S. 50. Der Vf. wird wegen der auf den Merkur angewiesenen Pensionen zu Rathe gezogen. S. 54. Er veranlaßt es, daß Boissy das Privilegium auf den Merkur bekommt. S. 55. Boissys lebhafte Dankbarkeit. S. 56. Er nimmt zum Vf. seine Zuflucht. S. 58. Ursprung der Moral. Erzählungen S. 59. Boissys Tod und Verleihung seines Privilegiums an den Vf. S. 60. Der Graf de Gisors bietet ihm ein Amt an. Er schlägt es seinem Freunde Suard vor, der es ablehnt, worauf es Delaive bekommt. Tod des Gr. Gisors. S. 61. Der Vf legt seine Stelle als Bausekretair nieder, geht nach Paris und wohnt bei Mad. Geoffrin. S. 63.

Sechstes Buch.

Was der Merkur war. Plan des Vf. für seine Redaktion. Einladung dazu. Grundsätze seiner Kritik. Erste Versuche des Abbe' de Lille, Thomas, Malfilatre, Lemierre ꝛc. S. 65. Korrespondenz mit den Provinzen. S. 70. Gallet, Panard; seine Talente, Charakter und Lebensart. S. 73. Madame Geoffrin; ihr Charakter, ihre Klugheit, Gesellschaft, Grundsätze, Lebensregeln. S. 77. D'Alembert. Mairan. S. 83. Marivaux. S. 84. Chastellux. S. 85. Der Abbe' Morellet. S. 86 Saint Lambert. Ebendas. Helvetius. S. 87. Thomas. S. 88. Demoiselle l'Espinasse. S. 89. Abbe' Raynal. S. 90. Abbe' Galiani. S. 91. Caraccioli S. 93. Graf von Creutz. S. 94. Benehmen gegen Mad. Geoffrin. S. 95. Künstlergesellschaft bei Mad. Geoffrin. Carle-Vanloo. Soufflot Boucher. Lemoine Latour. S. 96. Der Graf von Caylus. S. 98. Soupers bei Mad. Geoffrin mit den Damen de Brionne, de Duras, d'Egmont, dem Prinzen Ludwig de Rohan. Der Vf. giebt hier die Erstlinge seiner Erzählungen. S. 100. Viel ungezwungenere Gesellschaft bei Pelletier. S. 104. Bernard.

S. 105 Cury. Sein Landhaus und Streit mit den Kammerherren. S. 108. Curys Parodie des Cinna auf den Herzog d'Aumont. Großes Ereigniß im Leben des Vf. S. 111. Der Vf. recitirt einen Theil der Parodie bei Mad. Geoffrin. S. 115. Er wird als Verf. angeklagt und schreibt an den Herzog d'Aumont. Audienz beim Herzog de Choiseul. Der Verf. rechtfertigt sich und verweigert, den Verf. zu nennen. Ebendas. Der Vf. wird in die Bastille geschickt. Seine Aufnahme und Aufenthalt daselbst. S. 119. Lob des Gouverneurs Abadie. S. 126. Aufschriften an den Mauern der Bastille. S. 127. Ein Vorfall, der den Verf. beunruhigt. S. 128. Brief von Demoiselle S., die er heirathen sollte, (nachher Mad. Sau *** S. 129. Befreiung am eilften Tage. S. 130. Erster Besuch bei seinen Freunden, bei Mad. Geoffrin. Sie schmählt, bereut es und bezeugt ihm viel Theilnahme S. 131. Zusammenkunft mit dem Herzog de Choiseul, wo der V. sich vertheidigt. Rührende Unterredung. S. 135. Choiseul verspricht ihm zu dienen. S. 141. Der Verf. sieht Mad de Pompadour, die ihm viel Wohlwollen bezeigt, doch wird ihm der Merkur nicht wiedergegeben. S. 142 Choiseul äußert sich gegen den V. zehn Jahre später darüber. S. 145.

Siebentes Buch.

Uebersicht. Folgen der letzten Ereignisse. Glück des V. als Folge von dem, was ihn ins Unglück stürzen sollte. S. 147. Seine Lage und die seiner Familie. S. 149 Vorschlag eine Reise nach Bordeaux, den er augenblicklich annimmt. S. 151. Bordeaux. S 152. Leben Lefrank de Pompignan. S. 154. Rückkehr nach Paris durch das mittägliche Frankreich. Toulouse. Beziers. Languedoker Kanal. S. 157. In Beziers findet der Vf. eine alte Bekanntschaft von Paris. S. 161. Ueber seine letzten Verhältnisse mit la Popliniere S. 162. Montpellier, Nimes, Avignon, Vaucluse. L'ile. S 164. Aix. Aufnahme beim Gouverneur. Marseille. Toulon. S. 167. Prozession des Königs Renatus. S. 168. Herr de Monclar. S 169. Ferney. Aufenthalt bei Voltaire. Anekdoten. Umgang. Lekture. Die Genfer. S. 170. Abschweifung über Rousseau Gespräch mit Voltaire. Anekdote über Rousseaus erste Arbeit. S. 176. Schloß Tornay. S. 179. Der Verf. spricht mit Voltaire über Mad. de Pompadour. Ebendas. Er liest den so eben beendigten Tancred von Voltaire. S. 181. Letzter Abend in Ferney. Rührender Abschied. S. 183. Rückkehr nach Paris. Feinde des Vf. S. 184. Preisbewerbung bei der Akad. wo die Epistel an die Dichter gekrönt wird. (1760.) S. 185. Erscheinung der Pharsali-

schen Schlacht. (1760.) S. 187. Ursprung der Erzählung Annette und Lubin. Ebendas. Verschiedene Landhäuser, wo der Vf. die Sommerzeit hinbringt. Malmaison. Croix-Fontaine. Sainte-Assise. Saint-Cloud. S. 189. Familie Montulé. Zärtliche Freundschaft der Mad. de Chalut. S. 190. Des Vf. Vorliebe für Maisons und Croix-Fontaine. S. 193. Bourets Prachtliebe. Ebendas. Mad. Gaulard in einer der Abenderzählungen geschildert. S. 194. Der V. bringt ein ganzes Jahr auf ihrem Landhause zu. Ebendas. Ungeduld seiner Freunde über seine Sorglosigkeit in Bezug auf die Aufnahme in die franz. Akademie. S. 195. Ursprung des Hasses von Praslin gegen den Vf. Ebendas. Dieser Minister bestrebt sich, ihn von der Akademie entfernt zu halten. S. 196. Der Verf. sucht sich der Einwilligung des Königs zu versichern. S. 197. Er macht nach Marivaux Tod (1763.) die Gewohnheitsvisiten. S. 198. Er zieht sich zurück, da er hört, daß der Abbe' Radonvilliers sein Mitbewerber ist. Ebendas. Anekdote über die Stimmensammlung bei der Akademie. S. 199. Der Vf. widmet seine Poetik dem König. S. 202. D'Alembert versöhnt sich mit Duclos, um dem Vf. die Wahl zu versichern. S. 203. Man will ihm Thomas entgegensetzen. S. 205. Großmüthiges Benehmen von Thomas. Der Vf. wird 1763 aufgenommen. S. 206. Seltsame Ursache von Marivaux Abneigung gegen den Vf. S. 210. Mad. Dubocage. S. 212. Verständigung zwischen dem Vf. u. Moncrif u. dem Präsident Henault durch Mad. Geoffrin vermittelt. S. 213. Curys Tod. War es ihm Pflicht, sich als Vf. der Parodie zu bekennen? S. 216. Ueber Mademoiselle l'Espinasse u. Mad. du Defant. Geist, Charakter, leidenschaftlicher Charakter der ersten. Ihre Lebensweise und vertrauter Umgang mit d'Alembert. Ihr Tod. Ebendas. D'Alemberts Betrübniß. S. 224. Vortheil des Umgangs mit Weibern für den Gelehrten. S. 225. Gesellschaft des Baron von Holbach. S. 226. Büffon. Seine Vorsicht. Sein Wohlgefallen an Schmeicheleien. Seine Zurückziehung und ihre Ursachen. S. 227. J. J. Rousseau. Seine erste Aufnahme. Sein Ehrgeiz, eine Sekte zu stiften. Charakter der von Holbachschen Gesellschaft. S. 229. Galiani, Diderot. Seine lebhafte, beredte, und in dem, was er schrieb, weit überlegnere Unterhaltung. S. 230. Spaziergänge in den Umgebungen von Paris mit den gewöhnlichen Gästen des Barons v. Holbachs. S. 233. Der Vf. fragt Diderot um die Ursache der beleidigenden Anmerkung die Rousseau gegen ihn gerichtet hatte. Ebend.

Marmontels

Leben und Denkwürdigkeiten.

Zweiter Theil.

Fünftes Buch.

Nach meiner Ankunft in Versailles eilte ich zum Herrn de Marigny, und nun war meine erste Sorge, der Madame de Pompadour zu danken. Sie gab mir ihre Freude über meine Gemüthsruhe zu erkennen, und dann setzte sie noch im wohlwollenden Tone hinzu: „Die Herren Gelehrten haben immer ein System von Gleichheit der Stände im Kopfe, das sie manchmal gegen die bürgerlichen Verhältnisse verstoßen läßt. Ich hoffe Sie werden diese nie gegen meinen Bruder aus den Augen setzen. Ich versicherte sie, meine Gesinnungen wären stets mit meinen Pflichten übereinstimmend.

Die Bekanntschaft des Herrn de Marigny hatte ich schon in der Gesellschaft der Intendanten der Menusplaisirs gemacht und so wußte ich denn, wer der Mann war, gegen den ich, dem Befehle seiner Schwester nach, stets so ehrfurchtsvoll seyn sollte. Für meinen guten Willen konnte ich stehen. Schon die Dankbarkeit allein würde mich ja jede Rücksicht gelehrt haben, die mein Verhältniß und

sein Stand fodern konnte. Indessen mein guter Wille reichte da nicht hin. Mit ängstlicher Aufmerksamkeit mußte ich außerdem in ihm die Eigenliebe eines unruhigen, scheuen, bis zum Uebermaas mißtrauischen und argwöhnischen Egoisten schonen. Die schwachsinnige Furcht, sich nicht genug geehrt zu sehn, die Angst, daß man aus Bosheit, aus Neid, ein Wort über seine Geburt, seine Reichthümer fallen lassen möchte, ging so weit, daß er schon stutzig war, wenn man sich in seiner Gegenwart nur etwas ins Ohr zuraunte. Immer begierig die Urtheile Anderer über sich auszuspähn, sprach er oft mit verstellter Demuth von sich selbst, um nur zu sehen, ob man etwa seine Selbstverachtung mit Vergnügen aufzunehmen schien. Das geringste Lächeln, ein zweideutiges Wort, traf ihn dann tief und alles war umsonst, ihn wieder gut zu machen. Bei wahren Zügen eines braven, bei einigen Eigenschaften eines liebenswürdigen, geistreichen Mannes, bei Bildung, reinem Geschmacke an den Künsten, die er studiert, um derentwillen er nach Italien gereist war, bei Geradheit, Offenheit und einer seltnen Redlichkeit konnte er übrigens eben so anziehend, als liebenswürdig seyn. Nur die Laune veränderte bei ihm alles, und manchmal war diese Laune wohl mit Rohheit und auffahrender Grobheit versetzt.

Ihr begreift es, Kinder, wie ich da auf mich aufmerksam seyn mußte, um mit so einem Manne immer gut auszukommen. Indessen ich kannte ihn und diese Kenntniß war nun die Richtschnur mei-

nes Betragens. Ueberdies lehrte er mich selbst durch sein Beispiel, vielleicht mit, vielleicht ohne Absicht, wie ich mich gegen ihn benehmen sollte. Unter vier Augen betrug er sich freundschaftlich, zwanglos, aufgeräumt, selbst auf dem Fuß der Gesellschaft, in der wir ehemals zusammen gewesen waren. Waren Zeugen da, besonders Künstler, so behandelte er mich mit Achtung, gütig; aber seinem Systeme nach, ganz mit dem Ernste eines Mannes, der sein Amt, seine Würde fühlen läßt. Diese Rolle bestimmte auch die meinige. Ich unterschied in mir den Bausekretair von dem Gelehrten und dem Weltmann. Oeffentlich gab ich den beiden Akademien, wovon er der Chef war, und jedem Künstler, der unter seinen Befehlen stand, das Beispiel der Ehrfurcht, die wir alle seinem Range schuldig waren. Niemand sprach und betrug sich wohl bei seinen Audienzen so hochachtungsvoll, so abgemessen. Unter vier Augen oder in Gegenwart unserer gemeinschaftlichen Freunde benahm ich mich so einfach, wie es mir natürlich war, ohne deswegen in Sprache, in Benehmen vertraulich zu werden. Scherz konnte unter uns nie in gleichem Grade statt finden, und so wich ich ihm behutsam aus. Er hatte Anlage zu einer Scherzhaftigkeit, die nicht immer die feinste, nicht immer die geschmackvollste war. Indessen durfte es doch niemand mit ihm darin aufnehmen. Kein Spötter vertrug wohl selbst weniger, als er. Ein Scherz, der ihn nur angestreift hätte, würde ihn schon verwundet haben. Ich sah mithin, daß ich

hier immer in den Grenzen des bescheidenen Frohsinns bleiben mußte, und überschritt also diese nie. Er nahm in meinem Betragen einige Zurückhaltung wahr und wollte seine Sprache dann gern der meinigen anpassen. Nur manchmal suchte er meine Denkungsart, meine Gesinnung über das auszuforschen, was ihn selbst anging. Als er z. B. mit dem Heiligen-Geistorden die damit verbundenen Ehrenzeichen erhielt, und ich meinen Glückwunsch darüber abstattete, meinte er: „Der König reinigt mich von meinem Schmutze!" Ich erwiederte, so wie ich dachte; „sein Adel sey in seiner Seele; er bedürfe keiner Ahnen?" Ein andermal erzählte er mir nach der Rückkehr aus dem Schauspiele, er habe da einen unangenehmen Augenblick gehabt. Im Balcone des Theaters, wo er saß, und über das kleine aufgeführte Stück herzlich und inniglich lachte, habe auf einmal ein betrunkener Soldat angefangen: „Wie? Soll mir das nichts einbringen, daß ich eine hübsche Schwester habe, und so viel andere haben schon durch ihre hübschen Mühmchen im dritten Grade ihr Glück gemacht." — „Stellen Sie sich meine Verlegenheit und Beschämung vor. Glücklicherweise sah niemand im Parterre auf mich." — „Sie haben nichts zu fürchten;" antwortete ich, „was man für Sie gethan hat, wird durch sie so gerechtfertigt, daß es wohl Niemanden einfällt, es tadelnswerth zu finden." Ich sah ihn seinen Platz auch wirklich so ausfüllen, daß die Gunst bei ihm nur schlichte Billigkeit zu seyn schien.

Fünf Jahre stand ich so unter seinen Befehlen und keiner von uns beiden war mit dem andern unzufrieden. Als ich das Amt aufgab, das er mir übertragen hatte, blieb er mein Freund. Mehr als einmal war ich sogar so glücklich, ihm, ohne daß er es wußte, bei seiner Schwester zu nützen, die ihm die Härte vorwarf, mit welcher er die an ihn gerichteten Bitten abschlug. „Ich habe diese Antworten entworfen," sagte ich zu ihr, und theilte sie ihr dann schriftlich mit. „Aber würzen Sie Ihre abschläglichen Antworten mit noch so viel Höflichkeit, diesen Leuten werden sie doch immer bitter schmecken." — „Warum denn aber so viel abschlägige Antworten?" versetzte sie; „ich habe ja so Feinde genug, muß ich denn noch neue bekommen?" — „Das ist," erwiederte ich endlich, „das Mißliche bei seinem Amte, und dennoch gerade seine Pflicht. Entweder verräth er das Interesse seines Königs, und macht sich des Postens, den er einnimmt, unwürdig, um den Herren am Hofe gefällig zu seyn, oder er muß die Summen verweigern, die man ihm zu dem tollen Aufwande von allen Seiten abfordert. Ein drittes giebt es nicht." — „Wie haben es denn andere gemacht?" — „Sehr schlecht, wenn sie nicht handelten, wie er! Indessen vergessen Sie es nicht, Madame, von jenen forderte man auch weniger. Mißbräuche wachsen stets, und vielleicht glaubt man von ihm feigherzige Gefälligkeit erwarten zu dürfen. Ich kenne seine Grundsätze, und versichere Sie kühn, eher würde er seine Stelle niederlegen, als von dem,

was ihm Pflicht ist, weichen." — „Sie sind ein braver Mann, ich danke Ihnen, daß Sie ihn so gut vertheidigt haben." —

Die fünf Jahre, die ich in Versailles zubrachte, gehören ziemlich zu der besten Zeit meines Lebens. Für mich war Versailles in zwei Regionen getheilt. In der einen hausten Kabalen, Ehrgeiz, Neid, alle Leidenschaften, welche niedriger Eigennutz und armseliger Luxus erzeugt. Diese Seite existirte für mich fast gar nicht. Die andere Gegend war der Aufenthalt der Arbeitsamkeit und der Freude im Schooße der Ruhe. Frei von Sorgen, fast ganz mir selbst überlassen, kaum zwei Tage in der Woche mit meiner Arbeit beschäftigt, hatte ich mir einer eben so angenehmen, als anziehenden Arbeit gewidmet. Ich lief nämlich, mit der Feder in der Hand, methodisch die vorzüglichsten Zweige der alten und der neuern Literatur durch; unpartheiisch, ohne Rücksicht wurde die eine mit der andern, wie von einem Manne verglichen, der weder einem Lande, noch einem Jahrhunderte angehörte. Züge, die mir während dieses Lesens aufstießen, Bemerkungen, die mir dabei in den Sinn kamen, machten so ein Magazin von Materialien aus, die anfangs für die Encyklopädie benutzt wurden, und hernach zu meiner französischen Poetik und meinem Elemente, der Literatur, den Stoff hergaben. Bei der ganzen Arbeit fand weder Einschränkung noch Rücksicht auf Meinung und Urtheil der Menge statt. Für mich studierte ich; als freier Mann schrieb ich hier meine Urtheile, meine Ge-

danken nieder und die ganze Lectüre, der ganze Gang meines Nachdenkens hatte für mich um so viel mehr Anziehendes, da ich bei jedem Schritte zwischen dem Zweck der Künste und ihren Hülfsmitteln, zwischen ihrem Schritte und dem Gange der Natur eine Uebereinstimmung fand, die zur Feststellung von Regeln für den Geschmack brauchbar war. Ich besaß nur wenig Bücher, doch die königliche Bibliothek versorgte mich damit in Ueberfluß. Wenn ich dem Herrn de Marigny auf seinen Reisen folgte, so nahm ich einen guten Vorrath mit. Das Gehölze von Marly, die Wälder von Compiegne und Fontainebleau waren meine Studierzimmer. Versailles gewährte mir diese Annehmlichkeit nicht. Die einzige Unbequemlichkeit war hier Mangel an Spaziergängen. Glaubt man es wohl, daß die prächtigen Gärten des erstern in der schönen Jahrszeit ganz ungenießbar waren? Während der heißen Monate hauchten hier die Teiche, der schöne Kanal, die Marmorbassins, umgeben mit Statuen, in denen die Bronze zu athmen schien, selbst in der Ferne pestilenzialische Dünste aus. Die Gewässer von Marly waren mit schweren Kosten in dieses Thal geleitet um zu faulen und die Luft zu verpesten. Nach den Gehölzen von Verrieres oder Sataury mußte ich eilen, um eine reinere Luft und wohlthätigen Schatten zu finden. Die Reisen waren, in Hinsicht auf mich, einander nicht gleich. In Marly, in Campiegne lebte ich einsam und mäßig. Am letztern Orte unterhielt ich mich einmal sechs Wochen hindurch, zu

meinem Vergnügen, und bei voller Gesundheit bloß mit Milch. Meine Seele war nie ruhiger und sanfter, als bei dieser Diät. Die Tage verstrichen, einer wie der andere, mit Studieren, die Nächte waren nur dem süßen Schlafe geweiht; des Morgens wacht' ich auf, um einen großen Napf voll schäumender Milch von meiner schwarzen Kuh auszuschlürfen und dann noch eine Stunde fortzuschlummern. Zwietracht hätte die Welt umstürzen können, ich wäre davon nicht erschüttert worden. In Marly hatte ich ein einziges Vergnügen; es war: bey dem unterhaltenden *Königs*spiel im Salon den Zuschauer abzugeben. Hier sah ich um eine Tafel von Lansquenetspielern herum die Qualen aller durch Ehrfurcht zusammengepreßten Leidenschaften, Geldbegierde, Hoffnung, Furcht, Schmerz über Verlust, Durst nach Gewinn, Freude über eine gefüllte Hand, Verzweiflung über eine gesprengte Kasse, bestürmten hier wechselsweise die Gemüther der Spielenden unter der unveränderlichen Larve kalter Ruhe.

Weniger einsam und weniger gesetzt war meine Lebensart zu Fontainebleau. Die Soupers der Menusplaisirs, die Jagdpartheien des Königs, die Schauspiele, gaben mir oft zur Zerstreuung Anlaß, und offen gestehe ich, daß mir der Muth, ihnen zu entfliehen, mangelte.

In Versailles lockten mich zwar Vergnügungen, indessen sie waren nach meinen Studien auf meinen Arbeitsplan berechnet, und nie etwas mehr, als Erholungen. Die ersten Sekretaire machten

meine tägliche Gesellschaft aus. Sie waren größtentheils liebenswürdige Leute, und wetteiferten mit den leckerhaftesten Mahlzeiten. Wenn keine Arbeit war, so gab es Tafelfreuden. Sie waren Leckermäuler, und fast auf solche Art, wie andere fromm sind. Der Abbé de la Ville z. B. wandte die größte Sorgfalt von der Welt an, sich gute Weine zu verschaffen. Alle Jahre spähte sein Hausmeister nach dem Vorlaufe in den besten Weinkellern von Bourgogne umher und verfolgte mit seinen Augen jede Tonne. — Ich besuchte seine Diners und hielt mich tapfer dabei.

Die aufrichtigste Freundschaft für mich hatte der erste Kriegssekretair Dubois. Unsre Vertraulichkeit ging so weit, daß wir uns dutzten. In seinem Amte hätte er mir gewiß jede Gefälligkeit erzeugt, wozu er Gelegenheit hatte. Indessen ich, für meine Person, dachte nur darauf, mich zu vergnügen, und wenn ich von meinen Freunden einigen Vortheil zog, so geschah dies absichtlos, aus ihrem eignen Antriebe. Ich will dies durch ein Beispiel zeigen.

Der lebhafteste, verführerischte, wollüstigste, und in Bezug auf Gesundheit schwächste in diesem Sybaritenklubb war Cromot, den man nachher unter so vielen Ministern glänzen sah. Die Leichtigkett, dies Angenehme und die Geschwindigkeit seiner Arbeiten, vor allem aber seine Gewandtheit nahmen sie wider ihren eignen Willen für ihn ein.

Als ich ihn kennen lernte, war er Geheimer-

sekretair und Günstling des Herrn de Machault. Sehr viele Leute beneideten mich um meine Verbindung mit ihm, und Vergnügen war doch das Einzige, wodurch sie für mich Werth hatte. Um eben diese Zeit ließ mich das Glück, das sich jezt, ohne mein Wissen, meiner Angelegenheiten annahm, in Versailles die Geliebte des de Bouret finden. Er war Generalpächter, führte die Liste und Registratur über alle Finanzstellen und seine Bekanntschaft war mir also von keinem geringern Nutzen. Bouret's Geliebte die bald meine Freundin ward, und es bis zu ihrem lezten Athemzug blieb, war die liebenswürdige und geistreiche Madame Filleul. Man hatte sie zu einem Souper in Versailles geladen, an dem auch ich Theil nehmen sollte. Ich entschuldigte mich mit der Nothwendigkeit nach Paris eilen zu müssen. Sogleich bot sie mir einen Platz in ihrem Wagen an, den ich auch annahm. Die Bekanntschaft war gemacht, sie sprach von mir mit ihrem Freund Bouret und machte ihm meine Bekanntschaft werth. So vereinigten sich die günstigsten Umstände, für den theuersten Gegenstand meiner Wünsche.

Meine älteste Schwester war jezt heirathsfähig; ich konnte ihr nur eine kleine Ausstattung geben, indessen zeigten sich doch in meinem Vaterlande, sehr viel annehmliche Parthien für sie. Der, den ich von Seiten der Sitten und des Kopfes für den besten hielt, bekam bei mir den Vorzug und meine Wahl stimmte ganz mit der Neigung meiner Schwester ein. Mein ehemaliger Mitschüler Odde war

von den Schuljahren an ein Muster von Recht-schaffenheit, Klugheit und Fleiß gewesen. Von frohen, sanften und offnem Charakter und her-zensgut war er stets derselbe; immer sich gleich und unveränderlich in seinen Sitten. Er lebt noch, ist fast so alt, als ich, und ich zweifle, daß es auf der Welt eine reinere Seele giebt, als die seine. Bei ihm fand keine Veränderung, kein Uebergang statt, als der aus dem Alter der Unschuld in dies Alter der Tugend führt. Sein Vater hinterließ ihm we-nig, als er starb; doch gehörte zu dieser Erbschaft ein seltner, kostbarer Freund. Turgot hat mir ihn oft vorgerühmt. Es war der Herr de Male-saigne, ein wahrer Philosoph. In unserer ein-samen Stadt verlebte er, fast ganz abgesondert, seine Tage in der Lektüre des Tacitus, des Plu-tarchs, Montaigne, in der Aufsicht über seine Domainen, und der Bearbeitung seiner Gärten. „Wer dächte wohl, sagte Herr Turgot zu mir, daß in einem Landstädtchen von Limoges so ein Mann verborgen wäre? Ich habe noch niemanden gefunden, der im Regierungswesen so viel Einsicht, so viel Kenntniße besessen hätte.“ Dieser würdige Freund des Herrn Odde war es, der für ihn um die Hand meiner Schwester anhielt. Mich schmeichelte dies. Nichtsdestoweniger glaubte ich in seinem Briefe zu bemerken, daß Odde die Hofnung habe, durch mich ein Amt zu erhalten. Meine Antwort war, ich würde alles thun, was in meinen Kräften stände, doch sey mein Einfluß nicht so groß, wie man in meiner Provinz zu-

glauben scheine. Ich wäre für mich selbst noch nicht gesichert, und könne nichts versprechen. Herr de Malesaigne erwiederte, daß meine Aufrichtigkeit mehr werth sey, als leichtsinnige Versprechungen, und die Heirath wurde geschlossen.

Einen Monat nachher da Bouret mit dem Finanzminister wegen Besetzung der erledigten Stellen zu arbeiten hatte, speiste ich mit ihm bei seinem Freunde Cromot. Man hätte nicht leicht zwei Menschen von lebhafteren, gewandtern, an sinnreichen Einfällen fruchtbarern Geiste zusammenbringen können, als diese beiden waren. Cromot ließ indessen mehr Unbefangenheit, mehr zur Gewohnheit gewordene glückliche Grazie und Gefälligkeit wahrnehmen, während Bouret eifriger zu gefallen strebte und in der Wahl des Augenblicks glücklicher war. Beide waren bei diesem Diner sehr lustig, und belebten bald die Mahlzeit durch ihren Frohsinn. Beim Aufheben der Tafel rollte Bourot eine lange Liste von Leuten auseinander, die um die ledigen Stellen anhielten, oder sich der erstern annahmen; die leztern waren alle von Bedeutung. Da waren Herzoge, Marquisen, die Prinzen von Geblüte, die königliche Familie, mit einem Worte, Stadt und Hof. „Wo bleib ich nun!" rief ich aus. „Meine Schwester heirathet einen jungen, unterrichteten Mann; er hat Kopf und Sinn, ist mit den Geschäften bekannt, der bravste Mann. Zur Mitgift gab ich ihm die Hofnung, durch meinen Credit eine Stelle für ihn auszuwirken. Er soll es gleich erfahren, daß er sich mit nichts zu schmeicheln hat."

— „Warum denn, sagte Bouret. Warum wollen Sie denn der Schwester den Streich spielen, ihren armen Mann traurig zu machen? Die Liebe ist kalt, wenn sie trauert. Lassen Sie Ihnen die Hoffnung. Es ist doch ein Gut, bis etwas bessres kommt.“

Sie eilten zum Minister. Kaum war ich allein, so kam ein Canzeleibedienter, und fragte nach dem Namen meines Schwagers. Noch denselben Abend war er angestellt. Es wäre, unnöthig, den Erguß meiner Dankbarkeit am folgenden Morgen zu schildern. Jezt fing die lange Freundschaft zwischen mir und Bouret an. Ich werde weiterhin davon mit Muße sprechen.

Der Posten des Herrn Odde schien mir indessen für einen Mann von seinem Kopf zu unbedeutend und zu müssig. Ich tauschte ihn daher gegen einen anderen, mühsameren, selbst geringeren um, wo er sich indeß bekannt machen und zu weiterer Beförderung selbst beitragen konnte. Sein Bestimmungsort war Saumur. Als er dahin reißte, besuchte er mich mit seiner Gattin in Paris. Die Freude der leztern war unbeschreiblich, als sie mich umarmte. Sie blieben einige Tage bei mir; meine Freunde nahmen sie auf eine Art auf, die mich rührte. Bei den Diners, die man uns gab, war es ein rührendes Schauspiel, wie meine Schwester nur immer ihre Augen auf mich richtete, und sich an den Vergnügen mich zu sehn nicht sättigen konnte. Das war nicht Liebe zu dem Bruder; es war kindliche Liebe.

In Saumür machte sie gleich nach ihrer Ankunft Freundschaft mit einer Verwandten der Madame de Pompadour, deren Mann in dieser Stadt ein Amt von ein 2000 Thalern Einkünfte begleitete. Er war Salzinspektor. Herr des Blois, so hieß der junge Mann, lag an derselben Krankheit darnieder, die meinen Vater meine Mutter und meinen Bruder getödtet hatte. Wir wußten nur zu gut, daß sie unheilbar sey und Madame de Blois verhehlte es meiner Schwester gar nicht, daß ihr Mann nur kurze Zeit zu leben übrig habe. „Für mich, liebe Freundin, sagte sie, wäre *es wenigstens* einiger Trost, wenn Herr Odde diese Stelle bekäme. Madame de Pompadour wird über die Stelle verfügen, fodern Sie doch Ihren Bruder auf, sie für Sie zu erbitten.“ Meine Schwester benachrichtigte mich; ich that es und man versprach es mir. Indessen war Herr de Blois kaum todt als mir der Intendant der Madame de Pompadour meldete, daß sie so eben diese Stelle einer Person zur Mitgift bewilligt habe, die sie ihres Schutzes würdige. Das traf mich wie ein Donnerschlag; ich eilte zu ihr. Sie wollte eben in die Messe gehen. Ich bat sie mit einem ehrfurchtsvollen Zutrauen um das Amt, das sie mir für den Gatten meiner Schwester versprochen habe. „Ich habe es vergessen!“ gab sie zur Antwort; ein anderer hat es, doch Sie sollen entschädigt werden.“ Ich wartete, bis sie zurückkam und bat um einen Augenblick Gehör. Sie erlaubte mir ihr zu folgen.

„Madame, sagte ich, ich bitte Sie nicht um Geld, nicht um ein Amt; daß sie mir meine Ehre lassen, darum beschwöre ich sie. Rauben Sie mir diese, so versetzen Sie mir den Todesstreich." Der Eingang machte sie stutzig. „Des Amtes, das sie mir versprochen haben, gewiß," fuhr ich fort, „kündigte ich es meinem Bruder an. Er hat in Saumur ausgebreitet, daß ich darüber ihr Wort habe; seiner und meiner Familie hat er dies geschrieben. Zwei Provinzen wissen es. Ich selbst habe mich damit in Paris und Versailles berühmt, und dabei ihre Wohlthaten erhoben. Kein Mensch wird sich überreden, daß Sie einem andern das bewilligen werden, was Sie mir förmlich versprochen haben. Tausend Mittel stehen Ihnen zu Gebote, um, wem Sie wollen, Gutes zu erzeigen. Mich wird man also der Prahlerei, der Lüge fähig halten, mir nicht trauen; ich werde also entehrt seyn. Ich habe Unglück ertragen, der Armuth trotzen können; aber mit Schande bedeckt, von rechtlichen Leuten verachtet kann ich nicht leben. Sie sind so gütig meinen Schwager entschädigen zu wollen. Wenn ich aber indessen für einen unverschämten Lügner gelte, können Sie mir dann den Ruf eines rechtschaffenen Mannes wiedergeben, das einzige Gut, worauf ich stolz bin? Können Ihre Wohlthaten den Flecken verwischen, den dieser Ruf litt? Entschädigen Sie den andern für das Amt, das Sie ein Augenblick Vergeßenheit ihm zusichern ließ. Es ist Ihnen leicht, ihm ein viel vortheilhafteres zu verschaffen; Aber

fügen Sie mir nicht ein Unrecht zu, das nie wieder gut gemacht werden und mich zu der größten Verzweiflung bringen kann." — Sie wollte mich zur Geduld überreden, meine Schwester sollte dabei nicht verlieren. Ich blieb indessen dabei, mit dem Amte in Saumur habe ich mich berühmt; ich wollte kein anderes, und solle es hundertmal besser seyn. Ich entfernte mich damit und die Stelle ward mir bewilligt.

Man sieht, man wird es sehen, daß die Aussichten, mein eignes Glück zu machen, anlockend genug für mich waren und meinen Ehrgeiz gar sehr leicht rege machen könnten. Wenn ich indessen für das Wohlseyn meiner Familie gesorgt hatte, so war ich zu froh, zu zufrieden, um noch für mich etwas zu verlangen.

Meine vertrauteste, meine gewöhnlichste Gesellschaft war bei der Madame de Chalut. Was diesem trefflichen Weibe an Kopf abging, ersetzte ihr Gefühl, ihre Sanftmuth, ihr Gleichmuth, das Aufrichtige Ihres unschätzbaren Charakters. Sie war erst Kammerdame und Favoritin der ersten Dauphine, dann dasselbe mit noch größerm Zutrauen bei der zweiten gewesen. Die Prinzessin hatte keine treuere, zärtlichere aufrichtigere Freundin, als sie; die einzige wahre vielleicht, die sie in ganz Frankreich besaß. Natürlich wurden ihr die geheimsten Gedanken mitgetheilt; in den kitzlichsten und schwierigsten Umständen mußte sie nur Rath und Trost und Unterstützung gewähren. Dieselbe Hochachtung, das Zutrauen, dieselbe Freund-

schaft war von der Dauphine auch auf den Dauphin übergegangen. Um Demoiselle Varanchan, so hießen ihre Eltern, zu verheirathen und reich auszustatten, war er und sie entschlossen, ihre kostbarsten Juwelen zu verkaufen, wenn sie nicht der General Controleur der Finanzen daran verhindert und vom König für ihren zukünftigen Gemahl die Anwartschaft auf eine Generalpächterstelle ausgewirkt hätte. Ich denke, dieß heißt genug beweisen, wie viel ihr Wort bei ihren Gebietern galt und Ich kann noch bemerken daß sie für mich gewiß alles gethan hätte. Doch zwanzig Jahr war ich Ihr Freund, und nie habe ich Sie um etwas gebeten. Meine Idee von der Freundschaft war so rein, so edel, meine Empfindung davon war so erhaben, daß ich geglaubt hätte, sie durch die geringste ehrgeizige Absicht zu entheiligen, zu erniedrigen. Je mehr Gefälligkeiten überdieß Madame de Chalut an mich verschwendete, desto mehr hielt ich mich auch verpflichtet, stets gegen sie bescheiden und uneigennützig zu seyn.

Ergriff ich auch jede Gelegenheit, ihren Gebietern den Hof zu machen, so geschah dies doch stets nur in Hinsicht ihrer. Dichtete ich manchmal Verse auf jene; so war sie es allein die mich dazu begeisterte. Mir fällt bei dieser Gelegenheit ein ziemlich sonderbarer Auftritt ein.

Madame de Chalut war auch nach ihrer Verheirathung in Diensten der Dauphine geblieben, und jezt noch häufiger bei ihr, als vorher. Die Prinzeßin liebte sie in so hohem Grade, daß ihre Ab-

wesenheit sie traurig machte. In Versailles hatte sie dem zu Folge ein eignes Haus, das ich, solange ich noch nicht hier eingerichtet war, wie das Meinige ansehn konnte. Die Wiedergenesung des Dauphins von den Blattern wurde hier mit einem Feste gefeiert, wozu man auch mich einladete. Madame de Chalut stralte vor Freude, war hingerissen vor Bewunderung über das Benehmen ihrer Gebieterin, die Tag und Nacht an dem Bette ihres Gemahls gewacht und ihm während seiner Krankheit die zärtlichste Sorgfalt bewiesen hatte. Die lebhafte Schilderung, die sie mir davon machte, ergriff mich. Ich machte ein Gedicht auf dieses rührende Ereigniß, und das Interesse des Gemäldes bewirkte die gute Aufnahme des Mahlers. Die Verse hatten am Hofe wenigstens den Vortheil des Augenblicks, das Verdienst des rechten Zeitpunktes. „Der Prinz und seine Gemahlin wurden beim Lesen bis zu Thränen gerührt; Madame de Chalut mußte mir sagen, welchen großen Eindruck meine Arbeit gemacht habe, und daß sie es sehr gern sehn würde, wenn sie mir dies Geständniß selbst ablegen könnten. „Erscheinen Sie morgen setzte sie hinzu, bei dem Dieuer als Zuschauer; sie werden mit der Aufnahme die man Ihnen zugedacht hat, zufrieden seyn." Ich ermangelte nicht, mich einzufinden. Die Gesellschaft war klein. Mein Platz war zwei Schritte von der Tafel ihnen gegenüber, so daß ich allein stand und in die Augen fallen mußte. Kaum nahmen sie mich wahr, so flüsterten sie sich in die Ohren; sie warfen einen neuen

Blick auf mich und sprachen dann wieder. Beide waren mit mir beschäftigt; beiden schien immer das Wort, das an mich gerichtet werden sollte, auf der Lippe zu ersterben. Die Tafel wurde aufgehoben; es war nun Zeit, mich mit den andern Gästen zu entfernen. Madame de Chalut hatte die Aufwartung; man kann sich vorstellen, was sie für Ungeduld bei dieser stummen Scene hatte. Bei ihrem Diner sollten wir uns nun gemeinschaftlich über meinen Empfang freuen. Ich wartete auf sie. „Nun, Madame, sagt ich, als sie erschien, muß ich mich nicht recht von dem, was man mir Angenehmes und Verbindliches gesagt hat, geschmeichelt fühlen?" — „Wissen Sie denn, wie das Diner hingegangen ist? Eines hat das andere zum Reden aufgefodert und keines hat dazu den Muth gehabt." — „Ich hätte nicht gedacht, daß mein Aeußeres so vielen Eindruck machen könnte, und muß auf die Achtung stolz seyn, die ich den beiden königlichen Herrschaften eingeflößt habe."

Dieser Kontrast unserer Meinungen war so unterhaltend, daß wir aus Herzensgrunde lachten. Ich nahm alles für gesagt an, was man mir erst hatte sagen wollen.

Indessen diente doch die Gunst, in der ich bei diesem Theil des Hofes stand, dazu, mir in einem bedeutenden Vorfalle Gehör und Zutrauen zu verschaffen. Der Taufschein der Aurore, der Tochter von Demoiselle Verriere bezeugte, daß der Marschall von Sachsen ihr Vater war; nach dem Tode des letztern hatte die Dauphine den Plan, sie

erziehen zu lassen. Ihre Mutter geizte nach dieser Ehre selbst. Jetzt fiel es dem Dauphin im Spase ein, mich für ihren Vater auszugeben. Der Scherz machte Eindruck. Madame de Chalut erzählte es mir lachend; ich nahm indessen den Spas aufs ernsthafteste; beschuldigte ihn der Unvorsichtigkeit und bot mich an, es zu beweisen, daß ich die Demoiselle Verriere nur erst während der Reise des Marschalls nach Preußen, also länger als ein Jahr nach der Geburt dieses Kindes kennen gelernt habe. Es sey grausam, dem Kinde seinen wahren Vater zu entziehen und mich dafür auszugeben. Madame de Chalut nahm es auf sich, bei dem Dauphin und der Dauphine die Sache vorzutragen. Aurora wurde nachher auf ihre Kosten im Kloster zu Saint Cloud erzogen, und Madame de Chalut, die dort ein Landhaus hatte, unterzog sich, aus Liebe für mich, und auf meine Bitte, der leitenden Aufsicht über die einzelnen Theile dieser Erziehung recht gern.

Noch muß ich von zwei besondern in Versailles angeknüpften Verbindungen sprechen, wovon die eine, blos auf Convenienz gegründet, mit Quesnai, dem Arzt von Madame Pompadour, statt fand. Die andere war mit der Madame de Marchais und ihrem vertrauten Freunde, dem Grafen d'Angiviller, einem jungen, bedeutungsvollen Manne. Sie ward bald eine Verbindung unsrer Gesinnungsweise; seit vierzig Jahren dauert sie und ich kann sie als ein Muster von Freundschaft aufstellen, die weder Jahre noch Schicksale

verändern oder schwächen konnten. Wir sprechen zuerst von dem Umgange mit Quesnai, der wohl am wenigsten dem Leser fesseln dürfte. Quesnai mußte sich bei Madame de Pompadour ziemlich enge im Zwischengeschoß behelfen, und war des Morgens und des Abends mit nichts, als seinem Staats- und Landwirthschaftssystem beschäftigt. Er glaubte beide berechnet und auf unumstößliche Grundsätze zurückgeführt zu haben, und da er eine Schule bildete, so gab er sich nicht wenig Mühe, mir seine neue Lehre zu erklären, und mich zum Schüler, zum Proselyten selbst zu machen. Ich suchte in ihm nur einen Vermittler bei der Madam de Pompadour zu haben, suchte die Wahrheiten, die er für ausgemacht erklärte, nach allen meinen Kräften zu begreifen, und fand darin nichts als Unbestimmtheit und Unverständlichkeit. Ihm glauben zu machen, ich verstehe das was ich nicht verstand, war über meine Kräfte. Ich hörte also geduldig, gelehrig zu, und ließ ihm die Hoffnung, mir doch am Ende seine Theorie einleuchtend zu machen. Schon das war genug, sein Wohlwollen zu gewinnen. Ich that indessen noch mehr, ich gab ihm bei einer wirklich schätzenswerthen Arbeit Beifall. Er ging nämlich damit um, den Ackerbau in einem Lande zu Ehren zu bringen, wo man ihn zu sehr vernachläßigte, und auf ihn die Aufmerksamkeit einer Menge guter Köpfe hin zu richten. Es fand sich sogar Gelegenheit, ihn an dieser empfindlichen Stelle zu kitzeln, und er selbst bot sie mir dar.

Ein Irländer, Patulo, hatte in einer

Schrift die Vorzüge der englischen Landwirthschaft vor der unsrigen entwickelt und durch Quesnai die Erlaubniß ausgewirkt, sie der Mad. de Pompadour zueignen zu können. Die Dedikation war indessen sehr schlecht gerathen. Mad. de Pompadour befahl ihm nach dem Durchlesen, sich an mich zu wenden, und mich um eine sorgfältige Verbesserung zu ersuchen. Ich fand es leichter, eine neue zu machen; sprach darin von den Landleuten, und wußte ihre Lage so rührend zu schildern, daß der Madame de Pompadour beim Lesen die Thränen in die Augen traten. Quesnai erfuhr es, und seine Zufriedenheit darüber war unbeschreiblich. Bei der Marquise war er mir vorzüglich darin nützlich, daß er bald hier, bald da, ganz absichtslos, dem Scheine nach ein Wörtchen fallen ließ, daß denn doch nicht ohne Wirkung blieb.

Seinen Charakter wird man aus einem einzigen Zuge beurtheilen können; den ich hier mittheilen will. Auf seinen Posten war er durch den alten Herzog de Villeroy und eine Gräfin d'Estrade gekommen. Die letztere war eine dienstfertige Freundin der Madame d'Estioles, die sie aus dem Elend hervorgezogen und an den Hof gebracht hatte, ohne zu ahnen, daß sie in ihrem Busen eine Schlange erwärmte, und Quesnai nun der erstern durch Dankbarkeit verpflichtet, als sie, die Ränkevolle, ihre Wohlthäterin verrieth, sich dem Grafen d'Argenson überließ und gegen sie mit diesem kabalirte.

Man begreift wirklich schwer, wie so ein in

jedem Sinne niedriges Weib, trotz aller Häßlichkeit der Seele und des Körpers einen so festen, hellsehenden und schon so gereiften Mann, wie d'Argenson, verführen konnte. Indessen sie besaß in seinen Augen das Verdienst, ihm eine Person zu opfern, der sie alles verdankte, aus Liebe für ihn die undankbarste Creatur zu werden.

Quesnai war, ohne sich über so widerstreitende Leidenschaften zu beunruhigen, auf einer Seite der unbestechliche Diener der Madame de Pompadour, auf der andern ein treuer Anhänger der Madame d'Estrade, die sich für ihn bei d'Argenson verbürgt hatte. Ohne ein Geheimniß daraus zu machen, besuchte er bisweilen die letztern, und Madame de Pompadour war darüber ganz ruhig, während ihn ihre Feinde mit einem Zutrauen aufnahmen, als ob er mit der Madam de Pompadour nicht im geringsten Verhältniß stände.

Hier will ich nun einschalten, was mir Dubois, der Sekretair des Grafen, nach dem Exil desselben erzählte. Er selbst soll sprechen; seine Erzählung schwebt mir so vor, daß man wird glauben können, ihn selbst zu hören.

„Um Madame de Pompadour zu stürzen," sagte er, „hatten d'Argenson und Madame d'Estrade den König nach der jungen und schönen de Choiseul, der Gemahlin des Herrn Menin lüstern gemacht. Die Liebesintrigue ging vorwärts, sie war bis zur Entwickelung; es fand eine Bestellung statt, die junge Dame hatte sich schon eingestellt, während d'Argenson, die d'Estrade, Quesnai und

ich im Kabinette des Ministers waren. Wir beide waren stumme Zeugen; d'Argenson dagegen und Madame d'Estrade über den Verlauf der Sache voller Unruhe. Nach langer Erwartung kam Madame de Choiseul mit unordentlichen Haaren und einer Verwirrung, die das Zeichen des Triumphes war. Die Madam d'Estrade flog ihr mit offnen Armen entgegen und fragte, ob es richtig sey? „Ja," versetzte sie, „ich werde geliebt, er ist glücklich, sie wird fortgeschickt, ich habe sein Wort darauf!" Lauter Ausbruch der Freude im Kabinett. Nur Quesnai blieb ruhig: „Doktor!" rief d'Argenson, „auf Sie hat dies keinen Einfluß; Sie werden hoffentlich der Unsrige bleiben?" — „Ich?" versetzte Quesnai kalt, und stand auf. „Ich war Madame de Pompadour ergeben, als es ihr wohl ging, ich werde es auch in ihrem Unglück seyn." Und damit ging er augenblicklich fort. Wir waren versteinert; doch keiner wurde mißtrauisch. „Ich kenne ihn," sagte Madame d'Estrade, „er ist nicht der Mann, der uns verräth." Das Geheimniß ward wirklich von ihm nicht verrathen, und Madame de Pompadour wurde von ihrer Nebenbuhlerin ohne seine Hülfe befreit." Das war Dubois Erzählung.

Während sich unter Quesnais Zimmer solche Gewitterwolken sammelten und zerstreuten, entwarf er seine landwirthschaftlichen Rechnungen, seine Grundsätze so ruhig und so gleichgültig gegen alle diese Bewegungen am Hofe fort, als ob er davon hundert Meilen entfernt wäre. Unter uns berath-

schlagte man über Krieg und Frieden, über Feldherrnwahl, Ministerabdankung; und wir sprachen über Ackerbau, berechneten den reinen Gewinn oder schmausten recht vergnügt mit Diderot, d'Alembert, Duclos, Helvetius, Turgot, Buffon. Madame de Pompadour konnte die Herren Philosophen nicht bewegen, in ihren Saal herunter zu kommen, und so besuchte sie sie denn selbst bei Tische, und plauderte mit ihnen.

Die zweite Verbindung, deren ich erwähnte, war mir unendlich theurer. Madame de Marchais war nach meinem Geschmacke, nicht allein das geistreichste und liebenswürdigste Weib, sondern auch die beste, die wichtigste, thätigste, beständigste, mit allem, was mich anging, stets am lebhaftesten beschäftigte Freundin. Man denke sich alle Reize des Charakters, des Geistes, der Sprache im höchsten Grade, selbst mit denen der, wenn auch gerade nicht schönen Gestalt, vereinigt; man verbinde damit im ganzen Benehmen eine bezaubernde Grazie, und man wird dann ein Bild von meiner jungen Fee haben.

Ihr über allen Ausdruck reger Geist theilte ihrer Physiognomie eine bezaubernde und blendende Lebhaftigkeit mit. Keiner ihrer Züge war so, daß ihn der Pinsel würde erwählt haben, aber alle zusammen hatten einen Reiz, den kein Pinsel darstellen konnte. Die Taille der allerliebsten Kleinen war, wie man sagt, gedrechselt; ihr Anstand prägte der ganzen Person einen herzergreifenden Ausdruck von Seelenadel auf. Nun denke man sich zu dem

allen eine seltne, ausgebreitete Ausbildung des Geistes, welche die unbedeutendsten, wie die glänzendsten Zweige der Literatur umfaßte, und dem höchsten Fluge des Genies nacheilte; man denke sich dazu eine Bestimmtheit, eine Feinheit, Richtigkeit, eine Geschwindigkeit ihrer Ideen, die alles in Erstaunen setzte, man bringe die Leichtigkeit, die stets glückliche Wahl von Ausdrücken, die so fließend, so rasch, wie die Gedanken waren, in Anschlag, man erinnere sich an ihr vortreffliches Herz, an ihre unversiegbare Güte, an ihre Gefälligkeit, die zu jeder Stunde immer thätig, immer gleich ungezwungen, so zuvorkommend, so schmeichelhaft war, daß man selbst Kunst dabei vermuthen konnte, wenn je Kunst jene unwandelbare Gleichheit und Einheit erstreben könnte, die immer unterscheidendes Kennzeichen der Natur, und keiner Nachahmung erreichbar war.

Ihre Gesellschaft bestand aus den liebenswürdigsten Männern des Hofes, aus allen den Gelehrten, die für die schätzenswerthesten, in Bezug auf Sitten, für die ausgezeichnetesten, von Seiten der Talente, galten. Im Umgange mit Hofleuten war sie ein Muster der feinsten, der edelsten Höflichkeit; die jungen Damen kamen, ihren Ton und ihr Benehmen zu erlernen. Unter Gelehrten hielt sie mit den scharfsinnigsten Schritt, auf gleicher Höhe stand sie mit den unterrichtesten. Niemand plauderte leichter, bestimmter, methodischer. Ihr Schweigen ward durch das Feuer ihres Blicks aufmerksamer, geistreicher und belebter. Sie errieth

die Gedanken; ihre Antworten waren Pfeile, die nie ihr Ziel verfehlten. Doch alles übertraf die Kunst, sich in jede Unterhaltung zu schicken, stets die Verhältnisse, das Schickliche, die Gelegenheit, den richtigen Takt zu finden; den Ausdruck stets der Sache, dem Augenblicke, dem Manne anzupassen, die Verschiedenheiten, die feinsten Nebenbegriffe der Ausdrücke zu bemerken, und allen, insbesondere aber jeden einzelnen das zu sagen, was sich dazu am besten eignete. Das war die Kunst, mit der dies einzige Weib ihr Haus zu beleben, zu verschönern, wie zu bezaubern wußte.

Als große Tonkünstlerin, Freundin des Gesanges und treffliche Sängerin hatte sie an dem kleinen Schauspiele der Madame de Pompadour Antheil genommen, und war, als dieses aufhörte, ihre Freundin geblieben. Sie suchte, noch mehr als ich, mir ihre Gunst zu erhalten. Bei jeder Gelegenheit strebte sie dahin, sich bei ihr um mich verdient zu machen.

Ihr junger Freund, Herr d'Angiviller, erregte ungemein viel Theilnahme. Bei allem, was liebenswürdig und glücklich machen kann, bei schöner Figur, gebildetem Geiste, Geschmacke an Künsten und Wissenschaften, einer erhabenen Denkungsart, reinem Herzen, geachtet vom König, beehrt mit dem Vertrauen und der Gunst des Dauphins und des Hofs, auf seltne Art für sein Alter berühmt und verehrt, schien, oder war er doch in seinem Innern unglücklich. Bei Madame de Marchais sah man ihn stets, aber auch allemal traurig, be-

treten, wenn er vor ihr stand, um so ernsthafter, je lustiger sie war. Bei jedem ihrer Worte zitterte er furchtsam. Er, der so vielen Stolz, so viele Kraft und Festigkeit besaß, war ängstlich, wenn sie mit ihm sprach, warf immer einen leidenden Blick auf sie, und antwortete mit schwachem, unsichern und fast unvernehmlichen Tone. War sie nicht da, so entfaltete sich seine schöne Stirne, er ward gesprächig und aufgeräumt, und überließ sich ganz den Freuden der Gesellschaft, ohne seinem Herzen, seinem Geiste den geringsten Zwang an zu thun. Nichts glich so sehr dem streng behandelten, in den Banden der Herrschsucht schmachtenden Liebhaber. Gleichwohl bildete ihr Leben den innigsten Verein, und augenscheinlich war's, daß ihm keiner vorgezogen wurde. Hätte die Rolle des unglücklichen Liebhabers nur kurze Zeit gedauert, so würde man vielleicht Verstellung geahnet haben. Allein funfzehn Jahre hindurch war er stets derselbe. Als Herr de Marchais todt war, betrug er sich eben so, bis endlich der Augenblick da war, wo ihn die Wittwe heirathete. Jetzt nahm die Sache eine andere Wendung an. Alles Ansehn ging nun auf den Gatten über, und von Seiten seiner Gemahlin war nichts als Nachgiebigkeit, Gefälligkeit, mit einer Art von unterwürfiger Hochachtung wahrzunehmen. Nie sah ich in dem Benehmen zweier Personen etwas so Sonderbares, als diese freiwillige und plötzliche Umwandlung, die nachher für beide das glücklichste Loos begründete.

Ihre Denkungsweise blieb in Bezug auf mich stets übereinstimmend; und ist es noch jetzt. Die meinige wird sich gewiß nie ändern.

Unter meinen Erholungen habe ich noch nie das Schauspiel angeführt, das ich doch auf dem Hoftheater ohne alle Einschränkung genießen konnte. Ich besuchte es indessen selten, und rede hier von ihm nur darum, um die Epoche einer interessanten Umschaffung der Deklamationskunst zu erwähnen, die sich hier ereignete.

Schon seit geraumer Zeit war ich mit Demoiselle Clairon in einem regelmäßigen Streit über die Art, tragische Verse zu deklamiren. Ihr Spiel war mir viel zu glänzend, viel zu aufbrausend, wild, mehr an aufgeregtes Gefühl, als an sanfte Empfindsamkeit grenzend. Ich suchte sie mit Schonung darauf aufmerksam zu machen. „Sie besitzen," sagte ich, „alles, in Ihrer Kunst vortrefflich zu seyn. Indessen so große Künstlerin Sie sind, so leicht müßte es Ihnen doch seyn, sich noch über sich selbst zu erheben. Sie dürfen nur haushälterisch mit Ihren Kräften umgehn. Sie werden mir den glänzenden Beifall entgegen setzen, den Sie erhalten, den ich Ihnen verdanke; Sie werden mir die Meinung, das Urtheil Ihrer Freunde, Sie werden mir selbst Voltaire's Ansehen entgegensetzen, der selbst mit Nachdruck seine Verse deklamirt, und von tragischen Versen überhaupt verlangt, daß sie sich in der Deklamation so prächtig, wie in der Schreibart ausnehmen. Ich habe indessen selbst Ihnen nur meine unbesiegbare Empfindung entgegen

zu setzen. Diese sagt mir, daß Deklamation, wie die Schreibart, edel, erhaben, tragisch und doch einfach seyn kann; daß der Ausdruck, um lebhaft, um eindringend zu seyn, Abstufung, Schattirungen, unvorgesehene, rasche Abwechselungen verlangt, die bei steter Anspannung und stetem Schwunge nie statt finden können.“ Sie antwortete mir dann öfters empfindlich: ich würde wohl nicht eher ruhen, bis sie im Trauerspiele den vertraulichen Ton des Lustspiels angenommen hätte. „O nein,“ meinte ich, „dies wird nie der Fall werden, die Natur selbst hat Ihnen dies unmöglich gemacht. In dem Augenblicke, wo wir sprechen, haben Sie ihn nicht einmal. Der Ton Ihrer Stimme, Ihr Gesichtsausdruck, Ihr Accent, Ihre Bewegungen, Stellungen, alles ist bei Ihnen edel von Natur. Ueberlassen Sie sich doch kühn dieser schönen Natürlichkeit; ich verbürge mich dafür, daß Sie dann noch mehr tragisch sind.“

Andere Rathschläge, die mehr, als meine galten, Verdruß, unnützer Weise zur Last zu fallen, ließen mich endlich schweigen, bis auf einmal die Künstlerin meiner Ansicht von selbst beipflichtete. Sie sollte so eben auf dem kleinen Theater in Versailles die Roxane spielen. Ich besuchte sie bei ihrer Toilette, und sah sie jetzt zum erstenmale als Sultanin gekleidet. Ohne Reifrock, die Arme halb blos, sah ich sie ganz im wahren orientalischen Geschmack. Ich machte ihr mein Kompliment darüber. „Sie werden,“ sagte sie, „mit mir zufrieden seyn. Ich komme so eben von meiner Reise

nach Bordeaux zurück; die Bühne war so klein, ich mußte mich indessen darnach fügen. Es fiel mir ein, mein Spiel zu beschränken, und einen Versuch mit der einfachen Deklamation zu machen, die Sie mir so oft anempfohlen haben. Sie fand großen Beifall, und ich will es auf diesem kleinen Theater nun wieder versuchen. Sie werden mich hören. Glückt es hier auch, dann lebe wohl alte Deklamation!"

Der Erfolg übertraf meine und ihre Erwartung; nicht die Schauspielerin, es war Roxane selbst, die man zu sehen und zu hören glaubte. Das Staunen, die Täuschung, die Entzückung war unbeschreiblich. Man hatte noch nie etwas ähnliches gesehn. Ich ging nach dem Schauspiele wieder zu ihr, und wollte von dem erhaltnen Beifalle sprechen. „O," rief sie, „sehen Sie denn nicht, daß er mich zu Grunde richtet? In allen meinen Rollen werde ich nun das Costume beobachten müssen; die Richtigkeit oder Wahrheit der Deklamation hängt ja völlig von der des Costums ab. Meine ganze reiche Garderobe muß nun abgesetzt werden. Ich büße zehntausend Thaler an Kleidern ein. Doch das Opfer ist geschehn. In acht Tagen sehn Sie mich die Elektra so ächt hier spielen, wie heute die Roxane!"

Es war die Elektra von Crebillon. Statt des lächerlichen Reifrocks und des weiten Trauermantels, worin sie bisher erschienen war, sah man sie nun in der einfachen Kleidung einer Sklavin, mit fliegenden Haaren, die Hände mit langen Ketten

gefesselt. Sie erregte Bewunderung, und in Voltaires Elektra wurde sie bald darauf noch erhabner. Voltaire hatte sie diese Rolle mit einer immer eintönigen, weinerlichen Stimme deklamiren lassen, so natürlich vorgetragen, erhielt sie eine Schönheit, die er selbst nicht kannte. Hier der Beweis vom letztern. Sie besuchte ihn in Ferney und spielte da diese Rolle auf seinem kleinen Theater. Hingerissen von Bewunderung, mit Thränen in den Augen, rief er aus: „Nicht ich, sie hat sich diese Rolle geschaffen!" Und wirklich war dies vielleicht unter allen ihren Rollen diejenige, wo sie durch die unendlichen Schattirungen, die sie hineinlegte, durch den Ausdruck, den sie den Leidenschaften gab, deren darin so viel liegen, am bewunderswürdigsten war.

Paris und Versailles fanden in diesen Veränderungen den wahren tragischen Ton, den neuen Grad von Warscheinlichkeit, den der gut beobachtete Costume der theatralischen Handlung gab. Von nun an waren die Schauspieler gezwungen, diese Reifröcke, die verbrämten Handschuhe, die ungeheuren Perucken, die Federn, Hüte, und all' den phantastischen Plunder abzulegen, der schon lange jedem Mann von Geschmack ein Aergerniß war. Lecain selbst folgte dem Beispiele der Clairon, und ihre vervollkommten Talente wetteiferten nun, eins des andern würdig.

Es ist begreiflich, daß mit der Abwechselung von angenehmen Arbeiten und mannigfaltigen Vergnügungen für die Zerstreuungen in Paris mehr

als blos entschädigen mußte. Indessen hatte ich zum Ueberfluß noch die Freiheit, so oft dahin zu gehn, als ich wollte, und jede Zeit dort zuzubringen, die mir mein Posten übrig ließ. Herr de Marigny ladete mich auf Bitten meiner alten Bekanntschaft selbst ein, die letztern zu besuchen.

Ich bemerkte in seinem Benehmen gegen mich eine Eigenheit, die sich vielleicht der Stolz eines andern nicht so gut hätte gefallen lassen, von der mich aber ein wenig Nachdenken den Grund finden ließ. Außer dem Hause war er der Mann, der mit niemand auf der Welt lieber in Gesellschaft seyn mochte, als mit mir. Speisten wir bei gemeinschaftlichen Freunden, so fühlte er die Hochachtung, die Freundschaft, die man mir bezeugte, mehr noch, als ich selbst. Sie war ihm schmeichelhaft, er erkannte sie mit Dank. Durch ihn wurde ich bei Madame Geoffrin eingeführt; aus Rücksicht für ihn zu ihrer Gesellschaft von Künstlern, so wie zu der aus Gelehrten gebildeten gezogen. Selbst als ich, wie man in der Folge sehn wird, meine Stelle bei dem Bauwesen niederlegte, bewies mir keiner so viel Eifer, mich zum Gaste und Freunde zu erhalten. Dagegen aber höre man! Nicht einmal wurde ich bei ihm zu Tische gezogen, so lange ich als Sekretair unter seinen Befehlen stand. Die Minister speisten nicht mit ihren Beamten; er hatte diese Etiquette angenommen, und mir zu Liebe eine Ausnahme machen, hieß alle Behörden eifersüchtig und unzufrieden machen. Er erklärte sich nie darüber gegen mich,

aber man wird es schon eingesehen haben, daß er mir dies sehr gütig zu verstehen gab.

In den Jahren, die ich in Versailles zubrachte, regte sich gerade der Geist der Philosophie am meisten. D'Alembert und Diderot hatten ihre Fahnen in der unermeßlichen Vorrathskammer der Encyklopädie aufgesteckt, und wer sich nun am meisten unter dem Gelehrten auszeichnete, hatte sich schon an sie angeschlossen. Voltaire hatte sich von Berlin, wo er den unglücklichen d'Arnaud verdrängt hatte, wo er sich selbst nicht halten konnte, nach Geneve begeben, und von hier aus fachte er nun den Trieb zur Freiheit, Neuerung und Unabhängigkeit an, der nachher so große Fortschritte machte. Aufgebracht gegen den König, beging er Thorheiten, aber eine noch größere ließ man sich zu Schulden kommen, als man ihn, auf sein Verlangen, in sein Vaterland zurückzukehren, nöthigte, in einem freien Lande zu bleiben. Die Antwort des Königs: „Er bleibe, wo er ist!" war nicht genug bedacht. Seine Angriffe waren nicht von der Art, die man an den Grenzen zurückweisen kann. Versailles mußte das Exil seyn, das man ihm anwies. Hier würde er gewiß weniger kühn gewesen seyn, als in der Schweiz und in Genev. Dies glänzende Gefängniß hätten ihm die Pfaffen öffnen sollen; wie es einst der Kardinal für den ersten Adel.

Indem er den Titel eines ordentlichen Kammerherrn des Königs wieder verlangte, reichte er selbst das Ende der Kette dar, mit der man ihn fes-

selbst konnte, wenn man nur gewollt hätte. Der Frau von Pompadour bin ich indessen das Zeugniß schuldig, daß seine Verbannung wider ihren Willen statt fand. Sie fühlte Theilnahme für ihn; sie erkundigte sich manchmal bei mir nach ihm, und antwortete ich dann, es hänge nur von ihr ab, ihn viel näher zu haben, dann sagte sie seufzend: „O nein, von mir hängt's nicht ab!"

Von Genev aus also feuerte Voltaire die Mitarbeiten den Encyklopädie an. Ich gehörte mit dazu und mein größtes Vergnügen war, mit ihnen zusammen zu kommen so oft ich nach Paris eilte. D'Alembert und Diderot waren mit meiner Arbeit zufrieden; unsere Verhältniße schlungen sich von Tage zu Tage in den Knoten einer immer engern Freundschaft zusammen, die so lange dauerte, als sie lebten; mit d' Alembert war sie inniger zärtlicher, und unablässig strebten wir, sie zu erhalten; doch keinesweges konnte sie aufrichtiger, und unveränderlicher seyn, als die mit meinem guten Diderot, deßen Anblick mich stets so aufheiterte, dessen Unterhaltung mich immer so bezauberte.

Ich fühlte endlich, warum soll ich's leugnen, — daß Versailles von Paris zu entfernt war, daß die glücklichen Augenblicke, die mir im Umgang mit diesen Männern wurden, sich zu weit auseinander dehnten. Männer die ich am meisten liebte, am meisten schätzte, hatten die Güte, mir es selbst zu sagen, daß wir gemacht wären, zusammen zu leben. Sie zeigten mir die französische Akademie; wie eine ferne Aussicht, die meine Blicke auf sich ziehn

und fesseln sollte. Von Zeit zu Zeit fühlte ich wieder daß in mir der Wunsch erwachte, in die literarische Laufbahn einzutreten. Indessen suchte ich doch vor allen Dingen, eine unabhängige freie und sichere Existenz zu haben. Madame de Pompadour und ihr Bruder wären mir gern dazu behülflich gewesen. Man lese hier den überzeugenden Beweiß.

1757, gleich nach dem Angriff auf das Leben des Königs und der großen Veränderung im Ministerio, wo Herr d'Argenson und Herr de Machault an einem Tage entfernt wurden, bekam Herr Rouillé die Oberaufsicht über die Posten; wobei das Sekretairiat eine Stelle von reinen zweitausend Thalern Besoldung war. Jezt verwaltete es der alte Moncrif. Mir fiel ein mich um die Anwartschaft auf diese Stelle als sein Nachfolger zu bewerben, und war überzeugt, Herr Rouillé werde in seinem neuem Amte der Madame de Pompadour nicht gleich das erstemal eine Bitte abschlagen. Ich ließ die leztere also durch den Doktor Quesnai um eine Audienz ersuchen. Man bestimmte sie mir auf den folgenden Abend und nun träumte ich die ganze Nacht von dem, was ich ihr zu sagen hatte. Mein Kopf wurde warm, der eigentliche Gegenstand verschwand, ich war nur mit dem Elende des Staates beschäftigt und entschlossen, die mir bewilligte Audienz dazu anzuwenden, einige nützliche Wahrheiten vorzubringen. Statt zu schlafen dachte ich über meinen Vortrag nach und schrieb ihn am Morgen selbst nieder, um mir ihn geläufiger zu machen. Um die bestimmte Stun-

de erschien ich bei Quesnai und ließ mich melden. Quesnai war nur mit den Tabellen seines reinen Ertrags beschäftigt und bekümmerte sich nicht um das, was ich bei seiner Gebieterin anbringen wollte. Ich ward gerufen, ging herunter und trat in ihr Kabinet. Herr Rouillé sagt ich, ist Oberpostaufseher geworden, die Stelle des Sekretairs hängt von ihm ab. Moncrif, der sie bekleidet, ist alt; hieß es Ihre Güte mißbrauchen, wenn ich Sie bitte, mir die Antwartschaft auf seinen Posten auszuwirken? Ich wüßte keine beßere Stelle für mich; zeitlebens wird sich mein Ehrgeiz mit ihr begnügen." „Sie wäre schon, antwortete sie, an Darboulin, (einen ihrer Vertrauten) versprochen, doch wolle sie den bewegen, darauf Verzicht zu leisten, wenn sie sie für mich erhaten könnte."

„Ich will Sie in Erstaunen setzen! fuhr ich fort, da ich ihr gedankt hatte. Die Gnade, um die ich Sie bat, ist es nicht, was mich in diesem Augenblick beschäftigt und am meisten interessirt. Die Lage des Königreichs, die Unruhe, worein es durch den gränzenlosen Streit der Geistlichkeit und der Parlementer versetzt wird, bei welchem das königliche Ansehen wie ein Fahrzeug im Sturme zwischen zwei Klippen hin und herschwankt, während kein Mensch im Rathe des Königs sitzt, der es zu lenken vermöchte, das beunruhigt mich." Ich vergrößerte dieses Gemälde noch durch die Erinnerung an den Krieg, der auf dem festen Lande und auf dem Meere alle Kräfte des Staates

außerhalb seiner Gränzen auffodert, und in seinem Innern, Ruhe, Eintracht, Zusammenstimmung der Meinungen und Einigkeit der Gemüther um so nothwendiger machte. Dann fuhr ich fort.

„So lange die Herrn d'Argenson und de Machault in ihren Aemtern waren, konnte man die innern Zwistigkeiten, von denen das Königreich beunruhigt wird, alle die Handlungen der Strenge, die es, statt zu beruhigen, noch mehr erbitterten, ihrer Trennung, ihren Mißverständnißen schuld geben. — Jetzt sind nun aber diese Minister fortgeschickt. Die Männer, welche sie ersetzen, haben weder einigen Einfluß, noch Ansehn; glauben Sie, also, daß nun auf Sie sich jedes Auge richtet, daß auf sie nun alle Vorwürfe, alle Klagen fallen, wenn das Elend so fortgeht; daß sie den öffentlichen Dank einärnten, wenn Sie jezt ihm abhelfen, ihm ganz ein Ende machen. Bei Ihrem Ruhme, bei Ihrer Ruhe beschwöre ich Sie, eilen Sie diese glückliche Veränderung zu Stande zu bringen. Warten Sie nicht, bis die Noth dazu treibt, dann ist Ihr Verdienst dabei dahin und man wird Sie nur des Elends beschuldigen, daß Sie doch nicht veranlaßet hatten. Jeder der Ihnen verpflichtet ist, fühlt dieselbe Unruhe, und hegt nur dieselben Wünsche, wie ich.

Sie versicherte mich, daß sie Muth besäße, daß sie wünsche, ihn auch an ihren Freunden für sie und bei ihr, wahrzunehmen. Uebrigens dankte sie mir meinen Eifer, doch bat sie mich, ruhiger

zu seyn; man arbeite daran, alles zu befriedigen. Mit Herr Rouillé wollte sie noch heute sprechen; den Morgen darauf möcht' ich bei ihr anfragen."

„Ich habe Ihnen keine gute Nachricht mitzutheilen," rief sie als ich kam, „die Antwartschaft auf Moncrifs Stelle ist vergeben. Es war die erste Bitte, die der neue Oberaufseher bei dem König vorbrachte, und er hat sie seinem ehemaligen Gaudin ausgewirkt. Sehn Sie, ob ich etwas anders für Sie thun kann."

Es war nun freilich nicht leicht, eine für mich passendere Stelle ausfindig zu machen. Indessen glaubte ich doch kurze Zeit darauf, mit Gewißheit eine zu erhalten, die mir noch mehr darum gefiel, weil sie mein Werk seyn, weil ich hier ehrenvolle Spuren meiner Arbeiten hinterlassen konnte. Das nöthigt mich, einen Mann nun auftreten zu lassen, der wie ein Meteor glänzte, dessen Glanz jetzt zwar schwächer geworden, aber darum noch nicht verlöscht ist. Erzählte ich nur von mir, so wäre alles bald gesagt; allein die Geschichte meines Lebens ist ein Spaziergang, durch den ich meine Kinder führe. Sie müssen denn doch wohl auf die Spaziergänger sehen, mit denen ich auf der Welt in Verbindung kam.

Der Abbé de Bernis, kaum dem Seminar von St. Sulpice, wo er sehr schlecht bestanden hatte, entronnen, stellte jetzt einen galanten, bausbackigen, rothwangigen und zierlich angeputzten Dichter vor, und belustigte, nebst dem angenehmen Bernard, durch seine hübschen Verschen alle frohe

Tischgesellschaften in Paris. Voltaire nannte ihn nur das Blumenmädchen des Parnasses, und in Gesellschaft nannte man ihn blos Babet, so hieß ein hübsches Sträußermädchen jener Zeit. Ohne alle weitere Verdienste, blos durch solche Vorzüge glänzend, wurde er endlich nun Kardinal und französischer Gesandter an dem päbstlichen Hofe. Bei dem vorigen Bischoffe von Mirepoix, (Boyer,) hatte er sich ohne Erfolg um eine Abtey-Rente beworben. Der erwähnte Bischoff hielt nicht viel auf solche niedliche Tändeleien, er kannte das Leben, das der Abbe führte, und hatte ihm ziemlich derb erklärt, so lange er (Boyer) in seinem Amte wäre, dürfe er sich auf nichts Rechnung machen. „Ew. bischöffliche Gnaden, ich kann warten!" war seine Antwort, die in der ganzen Stadt herumlief, und Glück machte. Das seinige bestand damals in einem Canonicat zu Brioude, das ihm bei seiner Abwesenheit indessen nichts eintrug, und einer Pfründe in Boulogne sür Mer, zu der er, ich weiß nicht wie, gekommen war.

So weit war er, als man erfuhr, daß auf einer Jagdparthie im Senarter Walde die schöne Frau von d'Estioles die Aufmerksamkeit des Königs auf sich gezogen habe. Der Abbé bewarb sich sogleich um die Erlaubniß, der jungen Dame seine Aufwartung zu machen, und die Gräfin d'Estrade, die ihn kannte, wirkte ihm auch leicht diese Gunst aus. Er kam in Estioles auf dem Marktschiffe, mit seinem Päkchen unterm Arme, an. Man ließ ihn seine Verse hersagen, er belustigte. Alle sein

Streben ging darauf hin, sich angenehm zu machen, und mit dieser Oberflächlichkeit des Geistes und diesem Firnißanstrich von Dichtertalent, dem einzigen, das er besaß, machte er so viel Glück, daß er, während der Abwesenheit des Königs, Unterhändler des geheimen Briefwechsels zwischen den beiden Liebenden wurde.

Nichts paßte so gut zu den Anlagen seines kleinen Geistes und zu seinem Style, als so eine Agentschaft. Kaum war die neue Geliebte am Hofe eingeführt, so war es denn auch eine von den ersten Wirkungen der Gunst, worin sie stand, ihm eine Pension von hundert Louis aus der Chatoulle und freie Wohnung in den Thuillerien auszuwirken. Die letztere ließ sie auf ihre eignen Kosten meubliren. Da fand ich ihn denn in einer Dachstube des Pallastes. Mit seiner Pension und dem Meublement von Brocatelle schien er der zufriedenste der Menschen. Da er von gutem Adel war, so rieth ihm seine Beschützerin, das Canonicat von Brioude gegen eine Domherrnstelle zu Lyon umzutauschen. Der neue Domherr erhielt sagar durch sie ein neues Ehrenzeichen. Zu gleicher Zeit wurde er nun erklärter Anbeter der schönen Prinzessin Rohan, und dadurch in die vornehme Welt, als Mann vom Stande eingeführt, und auf einmal zur Gesandtschaft nach Venedig ernannt. Hier empfing er sehr ehrenvoll die Neffen des Pabstes Ganganelli und setzte sich dadurch in die Gunst des römischen Hofes. Von Venedig wurde er zurückberufen, um königlicher Rath zu werden, und schloß als

solcher den Versailler Traktat mit dem Graf von Staremberg ab. Zur Belohnung dafür bekam er jetzt die Stelle des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, die ihm Herr Rouillé abtrat, und bald darauf den Kardinalshut mit Ernennung an den Wiener Hof.

Als er von seiner Gesandtschaft zurückkam, behandelte er mich wie vor seinem Glücke; indessen hatte er doch einigen Anstrich von Würde angenommen, der an die Excellenz erinnerte, und nichts war wohl natürlicher. Nach der Unterzeichnung des Versailler Traktats stattete ich ihm *meinen* Glückwunsch ab, und er gab mir zu verstehen, es würde ihn verbinden, wenn ich in einer Epistel an den König die aus dieser großen und wichtigen Allianz entspringenden Vortheile pries. Ich erwiederte, es würde mir leichter und angenehmer seyn, ihn selbst darin anzureden, und er verhehlte es nicht, daß dies für ihn nicht anders als schmeichelhaft seyn könnte. Es geschah; er war zufrieden und seine Freundin, Frau von Pompadour, ganz entzückt darüber. Sie bestand auf den Druck und Ueberreichung der Epistel bei dem König; was der Unterhändler sehr wohl zufrieden war.

Die Gesandtschaften nach Spanien und Wien, zu denen er ernannt wurde, ohne sie anzunehmen, da er sich in Versailles besser befand, übergehe ich. Bald darauf brauchte er in einer dringenden Angelegenheit einen verschwiegenen, arbeitsamen, sichern Mann, der die Feder gut führte, und er erzeugte mir die Ehre, sich an mich zu wenden. Die Sache

war diese: Der König von Preußen war mit 60000 Mann in Sachsen eingefallen, und hatte ein Manifest ergehen lassen, worauf der Wiener Hof schon geantwortet hatte. Diese Antwort war, in ein französisch Deutsch übersetzt, dem Hofe, damals in Fontainebleau, zugeschickt worden. Den folgenden Sonntag sollte sie dem König vorgelegt werden; der Graf von Staremberg hatte an diesem Tage fünfhundert Exemplare davon zu vertheilen. Mittwoch Abends ließ sich der Abbé de Bernis meinen Besuch ausbitten. Er hatte sich mit dem dem Grafen von Staremberg eingeschlossen; beide sagten mir, sie wären ungemein verlegen darüber, ein so schlecht französisch geschriebenes Manifest verbreiten zu müssen; wollte ich es umarbeiten und schleunig drucken lassen, so daß es in vier Tagen vorgelegt und ausgetheilt werden könnte, so würde ich dem Wiener und dem Versailler Hofe einen sehr angenehmen Dienst erweisen. Wir lasen es gemeinschaftlich. Ich nahm mir die Freiheit sie auf die vielen schlecht deduzirten und undeutlich entwickelten Gründe aufmerksam zu machen, ohne die unzähligen Germanismen in Anschlag zu bringen, von denen das Blatt wimmelte. Sie gaben mir uneingeschränkte Vollmacht zu allen Verbesserungen; ich verabredete mit Ihnen eine Zusammenkunft auf den folgenden Tag, um die nämliche Stunde, und setzte mich sogleich an die Arbeit. Bernis schrieb zu gleicher Zeit an den Herrn de Marigny, um mir Urlaub für die ganze übrige Woche auszuwirken. Er bedürfe meines

bei einem Geschäfte, dem ich mich unterziehen wolle.

Fast die ganze Nacht und den folgenden Tag brachte ich damit zu, das große Manifest zu überarbeiten und abschreiben zu lassen. Zur bestimmten Stunde übergab ich es ihnen in einer, wo nicht zierlichen, doch angemessenen Schreibart. Sie lobten meine Arbeit, meinen Fleiß ungemein. „Das ist aber alles noch nicht genug," sagte der Abbe. „Den Sonntag früh, lieber Marmontel, muß es gedruckt in unsern Händen seyn, wenn beim König das Lever ist. Damit müssen Sie Ihr Werk krönen." — „Herr Graf," erwiederte ich, „in einer halben Stunde bin ich reisefertig. Lassen Sie nur sogleich eine Postchaise besorgen, und geben Sie mir zwei Zeilen an den Polizeilieutenant mit, daß der Druck nicht durch die Censur aufgehalten wird. Sonntag früh, wenn Sie erwachen, bin ich hier." Ich hielt Wort, und kehrte von Anstrengung und Nachtwachen ganz erschöpft zurück. Einige Tage darauf verlangte er die Rechnung meiner Druck- und Reisekosten. Ich machte sie aufs pünktlichste; er erstattete mir genau den Betrag, und nun wurde nicht weiter davon gesprochen.

Nichtsdestoweniger wiederholte er mir immer, einer der Vortheile, die ihm die Gunst des Hofes verschaffe, sey das Vergnügen, mir dienen zu können. Kaum war er Staatssekretair der auswärtigen Angelegenheiten geworden, so glaubte ich, er würde geneigt seyn, mich in seinem Depar-

tement anzustellen, wenn ich hier dem Staate, ihm und mir nützlich werden könnte. Ich gründete dann auf diese dreifache Aussicht meinen Plan und meine Hoffnungen.

Das damals das Archiv der auswärtigen Angelegenheiten in einer Unordnung war, aus der sich die ältesten Beamten nur mit Mühe herauswirren konnten, wußte ich recht gut. Für einen neuen Minister, wer er auch seyn mochte, war die Stelle eine lange Schule. Ich selbst hörte einen der erwähnten Sekretaire von Bernis zu Bussy sagen: „Das ist nun der eilfte Schüler, den ich und der Abbe de la Ville da bekommen." Und dieser Schüler war es, den der Dauphin sich zum Lehrer in Staatskunst erwählte. Eine sehr sonderbare Wahl für einen Fürsten, der Lust zu haben schien, sich gründlich zu belehren!

Konnte ich in dies Chaos Licht und Ordnung bringen, so hätte ich mich um den Minister, den Dauphin, den König und den Staat selbst verdient gemacht. Ich setzte dieses dem Abbe de Bernis in einer Bittschrift bestimmt und deutlich auseinander.

Mein Vorsatz war, die Gegenstände der Unterhandlungen zu sondern, und nach ihren verschiedenen Zeit- und Ortverhälnissen zu klassifiziren. Dann wollt' ich von einer Epoche zur andern, und zwar von den entferntesten Zeiten an, aus allen diesen Staatsschriften und Urkunden Auszüge machen, das Merkwürdigste aufzeichnen und so allmälig ein ziemlich deutliches, historisches Ge-

mälde entwerfen, aus dem man dem Gange der Unterhandlungen, dem Geiste der verschiedenen Höfe, dem Systeme der Kabinetter, der Politik ihrer Staatsräthe, dem Charakter der Minister, der Könige, der Regenten, mit einem Worte allen Triebfedern auf die Spur kommen sollte, die zu dieser oder jener Zeit die Mächtigen in Bewegung gesetzt hatten. Jedes Jahr sollten drei Bände dieses diplomatischen Cursus in die Hände des Ministers niedergelegt werden, und vielleicht würden sie dann, mit Sorgfalt geschrieben, selbst für den Dauphin eine interessante Lectüre gewesen seyn. Um endlich die Gegenstände zu vergegenwärtigen, sollte ein Band Tabellen mit Zeichenschrift auf einen Blick die verschiedenen Unterhandlungen nach ihren Verhältnissen und gleichzeitigen Wirkungen in den europäischen Höfen und Kabinettern übersehen lassen. Für diese ungeheure Arbeit verlangte ich nichts, als zwei Schreiber, eine Wohnung im Archive selbst und ein mäßiges Auskommen. Der Abbé de Bernis schien meinen Vorschlag ungemein wohl aufzunehmen. „Geben Sie mir die Bittschrift,“ sagte er, als ich sie vorgelesen hatte, „ich fühle das Gute und Vortheilhafte noch mehr, als Sie. Der König soll sie zu sehn bekommen.“ Ich zweifelte nicht an dem Erfolge, wartete und — wartete umsonst, endlich ward ich ungeduldig und fragte, wie es stånd. „Ach,“ sagte er, mit einer Art von Zerstreuung, indem er sich in den Wagen setzte, um in den Staatsrath zu fahren, „das greift in eine neue Anordnung des Ganzen ein, worüber

bis jetzt noch nichts bestimmt ist." Nachher wurde es gemacht; der König ließ zwei Gebäude einrichten, das eine zum Kriegs-, das andere zum politischen Archiv. Mein Vorschlag wurde wenigstens zum Theil ausgeführt und ein anderer, als ich, erndtete den Lohn dafür. — Sic vos, non vobis! Ich machte dem Abbé noch einmal nach dieser Antwort, meine Aufwartung. Es war den Tag, wo er sich im Kardinalsrocke, mit dem rothen Käppchen, den rothen Strümpfen, und einem Chorhemde mit den reichsten Spitzen garnirt, dem König vorstellen wollte. Ich ging durch die Vorzimmer, zwischen zwei langen Reihen von Leuten in neuen, mit goldnen Tressen besetzten Scharlachröcken. Da stolzierte er in seinem Kabinette herum, aufgebläht wie ein Pfau, bausbackiger als je, und von eigner Glorie geblendet. Vom Chorhemde und den Ponceaustrümpfen konnte er vollends den Blick nicht wegwenden. „Steht es mir nicht gut?" fragte er mich. „Vortrefflich! die Eminenz kleidet Sie wunderschön, ich komme, Ihnen deshalb meinen Glückwunsch abzustatten." — „Und meine Livree, was sagen Sie zu der?" — „Ich dachte, es wäre ein angeputzter Haufe, der Sie zu bekomplimentiren wünschte." Das war das letzte, was wir mit einander sprachen.

Ich gab mich leicht darüber zufrieden, daß ich ihm nichts zu verdanken hatte. Ich sah in ihm nicht allein einen Gecken im Purpur, sondern selbst einen schlechten, gegen seine Schöpferin undank-

baren Mann, und nichts ist drückender, als einem Undankbaren Dank schuldig zu seyn.

Glücklicher, als er, ward ich für die kleinen Ränke des Glücks durch Arbeit und Studieren entschädigt. Indessen besaß ich nie einen sehr stoischen Charakter, und um so weniger geduldig zahlte ich der Natur den Schmerzenszoll, den sie mir jährlich auflegte. Im Genusse einer gewöhnlich guten und dauerhaften Gesundheit litt ich doch an einem ganz besondern Kopfweh, Clavus genannt. Es hat seinen Sitz unter den Augenbraunen, und besteht im Klopfen einer Pulsader, wo jeder Schlag wie ein Dolchstich ist, der durch die Seele dringt. Der Schmerz dabei ist unbeschreiblich, und so stark, so eindringend er ist, so leidet doch nur eine einzige Stelle dabei. Diese ist über dem Auge gerade der Punkt, dem das Klopfen einer innern Pulsader entspricht. Ich erwähne das alles nur, um eine sehr interessante Erscheinung mitzutheilen.

Seit sieben Jahren kam dieser Schmerz wenigstens einmal jedes Jahr wieder, und hielt nicht immerfort, sondern periodisch, wie ein Fieber, fast alle Tage um dieselbe Stunde, mit geringen Abweichungen, zwölf bis funfzehn Tage an. Der Anfall währte etwa sechs Stunden, und fing immer mit einer Spannung der nahen Gefäße und Muskeln, und mit nicht häufigerem, aber stärkerem Klopfen der hier gelegenen Arterien an. Erst fühlte ich es kaum, dann aber ward es heftiger, und eben so unmerklich schwand dann das Uebel. Vier Stunden hindurch wüthete es indessen mit seiner

ganzen Stärke. Am meisten setzte mich der Umstand in Erstaunen, daß nach geendigtem Anfalle auch nicht die geringste Spur, den übrigen Tag, die Nacht über, und bis zum Paroxismus des folgenden Tages nicht die geringste Empfindung bemerkbar war. Die Aerzte, die ich befragte, hatten sich umsonst bemüht, es zu heilen. China, Aderlaß am Fuß, erweichende Flüssigkeiten, Räucherungen, Niesmittel, nichts hatte gewirkt. Einige Mittel, die China und die Mayblümchen hatten es sogar schlimmer gemacht.

Ein Arzt der Königin, Malouin, geschickt, doch noch ein ärgerer D. Purgon, als D. Purgon selbst, setzte sich's in den Kopf, mich in Klystieren Dekokte von Wundkräutern nehmen zu lassen. Das half nichts, nichtsdestoweniger ließ das Uebel am Ende der gewöhnlichen Periode nach, und nun that sich Malouin auf seine glückliche Cur nicht wenig zu Gute. Ich störte seinen Triumph nicht, indessen er wollte die Gelegenheit ergreifen, mir den Text zu lesen. „Wie ist's, Freund," sagte er, „glauben Sie in Zukunft an die Arzneikunst und an die Einsicht der Aerzte?" — „Gewiß, recht sehr!" — „Nein," fuhr er fort, „Sie erlauben sich manchmal sehr unhaltbare Ausfälle gegen Sie. Das schadet Ihnen in der Welt. Die berühmtesten Gelehrten haben immer Achtung für unsere Kunst gezeigt." Er citirte mir eine große Menge. „Voltaire selbst," setzte er hinzu, „der doch sonst wenig auf etwas hält, sprach doch immer von Aerzten und der Medizin mit Achtung." — „Ja, Doktor,

da ist aber ein gewisser Moliere —" „aber, wie — wie ist er gestorben?" versetzte er, den Blick auf mich geheftet, und drückte mir die Hand.

Im siebenten Jahr hatte ich wieder mein Uebel, als in dem höchsten Grade des Paroxismus eines Tages Genson, der Roßarzt in den Ställen der Dauphine, bei mir hereintrat. Genson lieferte in die Encyklopädie sehr bedeutende Beiträge über seine Kunst. Die vergleichende Anatomie des Menschen und des Pferdes hatte er sich zu einem eignen Studium gemacht. Nicht nur die Krankheiten der Pferde, auch ihre Wartung und Auferziehung verstand keiner besser als er. Indessen wußte er sich nicht gut schriftlich auszudrücken, und so mußte ich denn immer seine Aufsätze ein wenig überarbeiten. Jetzt kam er gerade damit, als ich schon drei Stunden auf der Folter war. „Herr Genson," rief ich, „ich kann heute unmöglich mit Ihnen arbeiten; ich stehe zu schrecklich aus." Er sah mein rechtes Auge entzündet, alle Gefäße am Schlafe und den Augenliedern klopften und zitterten. Er fragte nach der Ursache meines Uebels; ich sagte so viel darüber, als ich wußte, und nach einigen Fragen über meine Körperbeschaffenheit, meine Lebensweise, mein übriges Befinden, rief er endlich aus: „Wie konnte man Sie so lange an einem Uebel leiden lassen, wovon sie so leicht befreit seyn können?" — „Wie!" rief ich erstaunt, „Sie wissen ein Mittel dagegen?" — „Ja, es kann nichts einfacheres seyn. In drei Tagen sind Sie hergestellt und morgen müssen Sie schon Linderung

spüren.“ — „Was,“ fragte ich mit schwacher Hoffnung und noch furchtsam. — „Wenn Ihre Dinte zu dick ist und nicht fließt, was thun Sie dann?“ fragte er. — „Ich gieße Wasser zu.“ — „Nun so verdünnen Sie Ihre Lymphe mit Wasser, sie wird fließend werden, und nicht mehr die Drüsen des Schleimhäutchens verstopfen, das jetzt die Arterie preßt, deren Schläge dann auf den benachbarten Nerven drücken, und Ihnen so viel Schmerzen verursachen.“ — „Ist das die Ursache meines Uebels? Ist das das Mittel dagegen?“ — „Gewiß! Sie haben in dem Stirnknochen da eine kleine Höhle, den sinus frontalis genannt. Er ist mit einem doppelten Häutchen bedeckt, das wie aus Drüsen gewebt ist. Im gesunden Zustande ist es so dünn, wie ein Eichenblatt; jetzt ist es dick und verstopft; das muß anders werden, und dazu giebt es ja ein leichtes und sicheres Mittel. Genießen Sie heute wenig zu Mittag, nichts Gewürzhaftes, keinen reinen Wein, keinen Kaffee, keinen Liqueur; statt der Abendmahlzeit trinken Sie so viel klares, frisches Wasser, als Ihr Magen ohne Ungemächlichkeit vertragen kann. Morgen früh trinken Sie's wieder so; fahren Sie einige Tage so fort, und ich sage es Ihnen vorher, morgen ist der Anfall schwächer und übermorgen kommt er gar nicht wieder.“ — „Ach, Herr Genson, wenn das wahr ist, Sie sind ein Gott für mich, wenn Ihre Prophezeihung eintrifft.“ Sie ging vollkommen in Erfüllung. Genson besuchte mich wieder, ich umarmte ihn und kündigte ihm meine Genesung an. „Es ist

nicht genug, Sie geheilt zu haben, man muß Sie auch gegen Rückfälle sichern. Dieser Theil wird noch einige Jahre schwach bleiben, und bis das Häutchen nicht seine Elasticität wieder hat, wird sich wieder verdickte Lymphe absetzen. Dem müssen Sie zuvorkommen. Sie haben mir gesagt, daß das erste Symptom Ihres Uebels eine Spannung in den Fibern und Gefäßen des Schlafes und über den Augenbraunen ist. Sobald Sie wieder etwas empfinden, so trinken Sie Wasser und wiederholen Sie Ihre Diät wenigstens für einige Tage. Das Mittel gegen Ihr Uebel wird auch das Verwahrungsmittel bleiben. Uebrigens werden Sie dieser Sorge so nur einige Jahre nöthig haben. Ist das Organ einmal wieder gestärkt, so verlange ich nichts weiter von Ihnen." Seine Verordnung ward genau befolgt, und ich sah ganz den Erfolg, den er mir versprochen hatte.

So war ich nun durch ein Paar Gläser Wasser von einem so fürchterlichen Uebel befreit worden. Außerdem wurde dies Jahr für mich noch in einer andern Hinsicht ein Zauberjahr. Durch einige ganz zufällig gesagte Worte war ich so glücklich, einem braven Manne, den ich weiter gar nicht kannte, große Vortheile zu verschaffen.

Der Hof hielt sich in Fontainebleau auf, und ich ging denn oft dahin, um einen Abend mit Quesnai zu verplandern. Eines Abends, als ich bei ihm war, ließ mich Madame de Pompadour rufen, und sagte mir: „Wissen Sie, daß la Bruere in Rom gestorben ist? Er besaß das Privilegium

für den Merkur, welches ihm eine Rente von 25,000 Livres schaffte. Damit wäre mehr als einem geholfen. Wir haben den Plan, mit dem neuen Privilegium zum Merkur, Pensionen für Gelehrte zu verbinden. Sie haben unter ihnen viele Bekannte, nennen Sie mir einige, die es bedürfen, und sonst dazu geeignet sind. Ich nannte Crevillon, d'Alembert, Boissy und noch einige andere. Von Crebillon wußte ich schon, daß es unnütz war, ihn vorzuschlagen. Bei d'Alembert schien sie etwas Mißbilligung zu verrathen. „Er ist,“ sagte ich geschwind, „ein Geometer, vom ersten Range; ein sehr ausgezeichneter Schriftsteller, und ein vollkommen braver Mann.“ — „Ja,“ erwiederte sie, „aber ein Hitzkopf.“ Ich bemerkte sehr behutsam: ohne ein wenig Feuer besäße man kein großes Talent. „Er ist leidenschaftlich für die italiänische Musik gestimmt,“ fuhr sie fort, „und hat sich an die Spitze der Buffons gestellt.“ — „Und doch hat er die Vorrede zur Encyklopädie gemacht,“ versetzte ich bescheiden. — Sie schwieg; doch die Pension bekam er nicht. Ein wichtigeres Hinderniß war wohl, glaub ich, sein Eifer für den König von Preußen, dessen Parthei er eifrig verfocht, so sehr auch Frau von Pompadour diesen persönlich haßte. In Bezug auf Boissy, fragte sie: „Ist er nicht reich? Er muß wenigstens sein gutes Auskommen haben, ich sah ihn im Schauspiel, und immer so schön gekleidet!“ — „Nein,“ erwiederte ich, „er ist arm, aber er verhehlt seine Armuth!“ — „Er

hat so viel für's Theater geschrieben!" fuhr sie fort. — „Aber nicht alle seine Arbeiten haben gleichen Beifall gefunden, und leben mußte er doch immer. Soll ich's Ihnen sagen? Ohne die Unterstützung eines Freundes, der seine Lage entdeckte, wäre er im vorigen Winter umgekommen. Er hatte kein Brot, und war zu stolz, jemanden darum anzusprechen. So schloß er sich nun mit Frau und Sohn ein, alle waren entschlossen, zusammen zu sterben, sich eines in des andern Armen zu tödten, als dieser Freund in der Noth die Thüre aufsprengte, und sie rettete." — „Gott!" rief Frau von Pompadour, „Sie versetzen mich in Grausen. Ich will ihn an den König empfehlen."

Den folgenden Morgen kam Boissy zu mir, blaß, entstellt, außer sich, in einer Gemüthsbewegung, die sich wie Freude auf einem Angesicht des Schmerzes zeigte. Sein erstes war, mir zu Füßen zu fallen. Ich glaubte, er wäre krank, eilte ihm zu Hülfe, und fragte ihn, während des Aufrichtens, was ihn in diesen Zustand versetzt habe. „Ach!" rief er, „wissen Sie es denn nicht? Sie, mein großmüthiger Wohlthäter, der mir das Leben erhalten, der mich von dem Abgrunde des Unglücks gerettet, in die sorgenfreiste Lage und mein unverhofftes Glück versetzt hat? Ich bitte um eine mäßige vom Merkur abhängige Pension, und Herr de Saint-Florentin kündigt mir an, daß mir der König das Patent so eben darauf selbst bewilligt habe. Der Frau von Pompadour verdank ich es, sagte er, ich eile ihr zu danken, und hier sagt mir

Herr Quesnai, daß Sie von mir gesprochen, und ihr Herz bis zu Thränen gerührt haben."

Ich wollte ihn mit einer Umarmung unterbrechen, doch er fuhr fort: „Womit habe ich Ihre so zärtliche Theilnahme verdient? Ich sah Sie nur im Vorbeigehn; Sie kennen mich kaum, und sprachen doch von mir mit einer so theilnehmenden, so freundschaftlichen Beredtsamkeit." Er wollte mir bei diesen Worten die Hand küssen. „Sie gehen zu weit, fiel ich ein; es ist Zeit, daß ich das Uebermaas Ihrer Dankbarkeit einschränke; beruhigen Sie sich; ich will mich Ihnen näher erklären. Ich habe freilich die Absicht gehabt, Ihnen zu dienen, aber dies war nichts als Pflicht. Ohne diese Absicht würde ich des Vertrauens unwürdig seyn, das Frau von Pompadour auf mich setzte, als sie meinen Rath verlangte. Ihr gefühlvolles Herz, ihre Güte thaten das Uebrige. Erlauben Sie, mich mit Ihnen über Ihr Glück zu freuen, und danken wir beide ihr, der wir es schuldig sind.

Kaum war Boissy fort, so ging ich zum Minister. Er nahm mich auf, als habe er mir nichts Besonderes zu sagen, und ich fragte also, ob ich ihm nicht meinen Dank abzustatten habe? „Nein!" hieß es. — Ob die Pensionen des Merkurs vergeben wären? — „Ja!" — Ob Frau von Pompadour nicht von mir gesprochen habe? — „Mit keinem Worte. Hätte sie mich mit genannt, so würde er mich gern auf die Liste gesetzt haben, die er dem König zu überreichen hatte." Das machte mich verwirrt, ich bekenne es offen; da sie mich

fragte, hatte ich mich freilich nicht selbst genannt, allein ich glaubte doch sicher unter denen zu seyn, die sie vorschlagen würde. Ich ging zu ihr, und glücklicherweise fand ich im Salon Frau von Marchais, der ich mein Mißgeschick Punkt für Punkt erzählte. „Wie,“ war ihre Antwort, „das wundert Sie? mich nicht. Ich kenne sie. Sie wird Sie vergessen haben.“ Sie eilte augenblicklich in das Toilettenzimmer der Frau von Pompadour, und gleich darauf hört ich aus vollem Halse lachen. Das schien mir eine gute Vorbedeutung. Wirklich konnte mich die letztere, als sie in die Messe ging, nicht ohne Lachen ansehn, daß sie mich so ganz vergessen habe. „Ich habe es völlig errathen!“ sagte Frau von Marchais, als sie mich wieder zu Gesicht bekam, „aber es wird schon wieder gut gemacht werden.“ Wirklich bekam ich auch eine Pension von 1200 Livres auf den Merkur, womit ich zufrieden war.

Wenn Herr Boissy den Merkur selbst redigirte, so hätte er sein reichliches Auskommen gehabt; allein er sollte auch die Materialien herbeischaffen, und dazu hatte er nun weder die Verbindungen, noch die Hülfsquellen, die Thätigkeit des Abbé Raynal, der ihn bisher in Bruere's Abwesenheit besorgt, und gut besorgt hatte.

So von allem verlassen, fand er auch nicht einmal etwas Leidliches in den hinterlassenen Papieren, und so schrieb er mir denn einen Brief, der ein wahrer Nothschuß war. „Vergebens,“ lautete er, „haben Sie mir den Merkur verschafft.

Für mich ist diese Wohlthat vergebens, wenn Sie nicht noch die Ihres Beistandes hinzufügen. Prosa und Verse, was Sie mir schicken, alles wird mir von Ihrer Hand willkommen seyn. Aber nun eilen Sie, mich aus meiner Verlegenheit zu ziehn; ich beschwöre Sie im Namen der Freundschaft darum, die ich Ihnen für mein ganzes Leben geweiht habe."

Der Brief raubte mir den Schlaf. Ich sah den armen Mann lächerlich werden; der Merkur mußte unter seinen Händen in üblen Ruf kommen, wenn er da solche Armuth blicken ließ. Die ganze Nacht brachte ich in Fieber zu, und in diesem Zustande von Unruhe und Angst war es, wo ich zuerst auf den Gedanken fiel, eine Erzählung zu schreiben. Die ganze Nacht hindurch schloß ich kein Auge, und meinem Kopfe schwebte nichts vor, als der Gegenstand der Erzählung, Alcibiades. Ich stand auf, schrieb in einem Athem, so geschwind die Feder nur schreiben wollte, und schickte sie ihm hin. Die Erzählung machte unerwartetes Glück. Ich hatte mir Anonymität ausbedungen. Man wußte nicht, wem man sie zuschreiben sollte. Bei Helvetius, wo die feinsten Kenner waren, that man mir die Ehre an, auf Voltaire oder Montesquieu zu rathen.

Boissy war voller Freude über den dadurch vermehrten Absatz des Merkurs, und verdoppelte seine Bitten, ihm noch einige Beiträge dieser Art zu liefern. Ich schrieb also nun Soliman den II., den Skrupel, und noch einige andere.

Dies war der Ursprung der moralischen Erzählungen, die nachher in Europa so vielen Lärm machten. Boissy schaffte mir dadurch ein größeres Glück, als ich ihm bereitet hatte. Er genoß das seinige nicht lange. Als die Stelle nach seinem Tode besetzt werden sollte, sagte Frau von Pompadour zum König: „Wollten Sie nicht den Merkur dem überlassen, der ihn zeither aufrecht hielt." Ich bekam das Patent darüber und mußte nun Versailles verlassen. Indessen bot sich mir jetzt ein Glück dar, das mir in jenem Augenblicke noch größer und dauerhafter schien. Ich weiß nicht, durch welchen Instinkt, — dieser leitete mich sonst immer ziemlich sicher — ich verhindert wurde, es vorzuziehen.

Der Marschall de Belle-Isle war Kriegsminister; sein einziger Sohn, der Graf de Gisors, der vollkommenste Jüngling seines Jahrhunderts, wurde Befehlshaber über die Karabiniers, deren Oberster der Graf von Provence war. Das Karabinierregiment hatte einen Sekretair, der von dem Kommandanten abhing, und eine Einnahme von 12000 Livres zog. Die Stelle war jetzt offen. Ein junger Mann von Versailles, Dorlif, empfahl sich dazu, und berief sich auf mich. „Gut," sagte der Graf de Gisors, „bitten Sie den Herrn Marmontel, mich zu besuchen; ich werde recht gern mit ihm sprechen." Dorlif machte kleine Gedichte, und theilte mir diese manchmal mit. Das war die ganze Bekanntschaft. Uebrigens schien er mir ein braver, guter, junger Mann zu seyn, und dies

Zeugniß gab ich ihm: „Ich will mit Ihnen offen reden,“ sagte der Graf de Gisors, den ich jetzt zum erstenmale sahe, „der junge Mann paßt zu dieser Stelle nicht. Ich brauche einen Mann, der von morgen an mein Freund ist; auf den ich, wie auf mein anderes Selbst rechnen kann. Mein Schwiegervater, der Herzog de Nivernois, schlägt mir einen vor; ich traue aber nur dem Leichtsinne nicht, mit dem die Großen zu empfehlen pflegen. Das wag ich nun freilich nicht, auf Sie selbst Rechnung zu machen; aber wenn Sie einen braven Mann, für den Sie stehen können, wissen, so nehm ich ihn von Ihrer Hand an.“

„Nur um einen Monat früher, Herr Graf,“ sagte ich, „und ich würde mich selbst um die Ehre beworben haben, unter Ihren Befehlen zu stehn. Das Privilegium des Königs für den Merkur ist eine Verpflichtung, die ich nicht ohne Leichtsinn brechen könnte. Ich will aber sehn, ob ich unter meinen Bekanntschaften einen Mann finde, der Ihnen brauchbar ist.“

In Paris hatte ich unter den letztern einen jungen Mann, Suard. Es war ein gewandter, hellsehender, feiner, verständiger und nüchterner Kopf, liebenswürdig von Charakter, sanft, umgänglich, anschmiegend, den Musen nicht fremd, wußte er gut zu sprechen, und rein, gefällig, kunstlos und doch äußerst geschmackvoll zu schreiben; vornämlich zeichnete er sich bei der rechtschaffensten Denkungsart durch Zurückhaltung und kluge

Verschwiegenheit aus. Auf ihn warf ich jetzt meinen Blick; ich bat ihn, mich in Paris zu besuchen, wohin ich mich verfügt hatte, um ihm die Reisekosten zu ersparen. Einerseits schien ihm die Stelle sehr vortheilhaft, auf der andern fand er sie zu subordinirt und beschwerlich. Es war Krieg; er mußte dem Grafen de Gisors auf den Feldzügen folgen. Suard war von Natur etwas läßig, das Glück war ihm willkommen, allein es mußte ihm nicht Freiheit und Ruhe kosten. Er verlangte vier und zwanzig Stunden Bedenkzeit. Den folgenden Morgen kam er wieder, und erklärte, er könne die Stelle nicht annehmen; Herr Delaire, sein Freund, bewerbe sich darum und sey durch den Herzog de Nivernois empfohlen. Delaire war mir als Mann von Kopf, Rechtschaffenheit, Treue, Festigkeit und großer Strenge in seinen Sitten bekannt. „Bringen Sie Ihren Freund her,“ sagte ich zu Suard. „ich will ihn vorschlagen, und er soll die Stelle bekommen.“ Ich verabredete mit Delaire, wir wollten schlechtweg sagen, ich sey in meiner Wahl mit dem Herzog zusammengetroffen. Herr de Gisors war darüber sehr erfreut, und Delaire wurde angenommen. „Ich gehe ab,“ sagte der tapfere Jüngling, „es kann vielleicht den Augenblick bei der Armee etwas vorfallen, und da werd' ich dann anzutreffen seyn. Sie werden mich so bald wie möglich einhohlen.“ Wirklich fiel auch ein Paar Tage nach seiner Ankunft das Treffen bei Crefeld vor, wo er, an der Spitze seiner Ka=

rabiniers, tödtlich verwundet wurde. Delaire kam nur an, um ihn ins Grab zu senken.

Ich fragte den Herrn de Marigny, ob er meine Sekretairstelle mit der Herausgabe des Merkurs für verträglich halte. Er meinte, beides könne wohl nicht zusammen versehen werden. „So geben Sie mir meinen Abschied," sagte ich. „Sie darum zu bitten, hab' ich nicht Kraft genug." Er that's. Frau de Geoffrin bot mir eine Wohnung an, die ich mit Dank unter der von ihr eingegangenen Bedingung, den Miethzins anzunehmen, bezog.

So hatte mich nun mein Schicksal wieder in das Paris getrieben, woraus ich mich so freudenvoll entfernt hatte; so war ich abhängiger als je von diesem Publikum, von dem ich mich zeitlebens freigemacht zu haben wähnte. Was war nun aus meinem Entschlusse geworden? Zwei meiner Schwestern waren im Kloster, und nun heirathsfähig geworden; meine alten Tanten gaben sorgenlos dem Ersten, Besten Kredit, und zerrütteten ihren Handel durch Anhäufung von Schulden, die ich alle Jahre bezahlen mußte. Für die Zukunft hatte ich um so mehr zu sorgen, da ich nur — 30,000 Franken aufgespart hatte, die bei Herrn Odde's Kaution angelegt waren. In die französische Akademie konnte ich nur auf der Bahn der Wissenschaften gelangen; und nichts lockte mich mehr, als jene literarische und philosophische Gesellschaft, die mich in ihren Schooß rief. Alle diese Umstände

waren die Ursachen, und mögen auch die Entschuldigung der Unbeständigkeit seyn, die mich der süßesten Ruhe entsagen ließ, um in Paris ein Journal zu übernehmen, das hieß, mich hier zur Arbeit eines Sisyphus oder der Danaiden zu verdammen.

Sechstes Buch.

Wenn der Merkur nichts, als ein gewöhnliches wissenschaftliches Journal gewesen wäre, so hätte ich dann nur auf einen Zweck hinzuarbeiten, nur einen Weg zu befolgen gehabt. Allein er umfaßte ganz verschiedene Gegenstände, war zu sehr mannichfaltigen Absichten bestimmt, und diesen allen mußte er nun entsprechen. Dem Geschmacke der Leser nach, mußte er hier bei den Liebhabern von Neuigkeiten die Stelle einer Zeitung vertreten; dort den Freunden des Theaters Nachricht von Schauspielen geben. Wer gern mit Auswahl lesen, sich unterrichten, unterhalten wollte, suchte darin eine richtige Ansicht neuer literarischer Werke; das gebildete und verständige Publikum, welches Interesse an Entdeckungen in nützlichen Künsten, an Fortschritten der für die Menschheit wohlthätigen Künste nimmt, verlangte darin Nachrichten über Versuche und glückliche Folgen der hier einschlagenden Erfindungen. Die Liebhaber des Angenehmen sollte er mit neuen Werken, mit den Schriften der Künst-

ler bekannt machen. Alles Wissenschaftliche, was in die Augen fällt, und die öffentliche Neugierde beschäfftigen konnte, verlangte auch noch ein Plätzchen, und endlich mußte denn auch noch ganz besonders ein Lokal- und Gesellschaftsinteresse, ich meine das der Provinzial-Leser, berücksichtigt werden; der schöne Geist in dieser, oder in jener Stadt des Königreichs, mußte denn doch dann und wann sein Räthsel, sein Madrigal, seine Epistel darin finden. Dem Anschein nach war dies der unbedeutendste und dennoch der einträglichste Theil des Merkurs.

Es wäre schwer gewesen, sich ein mannichfaltigeres, anziehenderes und um Hülfsquellen weniger verlegneres Journal ausfindig zu machen. Ich stellte diesen Plan in der Vorrede zum ersten Bande im Monate August 1758 auf. „Seine Gestalt,“ sagte ich, „macht ihn jeder Art des Angenehmen und des Nützlichen empfänglich. Es giebt keine Blume, keine Frucht, womit sich der Merkur nicht schmückte. Den Wissenschaften, dem Bürgergeiste, der Politik huldigend, sammelt, umfaßt, verbreitet, verkündigt er alle Erzeugnisse des Geschmacks und Genies; er ist der Sammelplatz der Künste und Wissenschaften und der Kanal, durch den sie sich mittheilen können. Er ist ein Acker, der durch die aufgewendete Mühe und Vorschüsse immer fruchtbarer werden kann. Man kann ihn als Auszug, oder als Sammlung ansehn. Als Auszug muß ich allein dafür stehen; als Sammlung hängt er von den Beiträgen ab, die ich erhalte. In Hin-

sicht des kritischen Theiles hinterläßt mir der würdige Mann, in dessen Stelle ich trete, ohne daß ich mir zutrauen sollte, sie auszufüllen, ein Beispiel von Thätigkeit und Klugheit, Offenheit und Redlichkeit, die, zu befolgen, mir Gesetz seyn wird. Mein Vorsatz ist, mit Gelehrten die Sprache der Wahrheit, der Achtung, des Anstands, der Humanität zu reden. Meine Aufmerksamkeit, die Schönheit ihrer Werke hervorzuheben, wird die Freiheit rechtfertigen, ihre Fehler zu bemerken. Ich weiß, (und über dieses Geständniß erröthe ich nicht), besser, als einer, wie sehr ein junger Schriftsteller zu beklagen ist, wenn er sich der Schmach preiß gegeben sieht, und er Schaam genug besitzt, sich eine persönliche Vertheidigung zu versagen. Ein Schriftsteller, sey er, wer er wolle, wird in mir keinen leidenschaftlichen Tadler, sondern einen billigen Mann finden, der stets nach seinen Einsichten das Gute rühmen wird. Spöttereien, Parodien und Scherze beweisen nichts und lehren nichts; manchmal macht so etwas Vergnügen, für die niedere Klasse von Lesern ist es sogar bisweilen anziehender, als gute und durchdachte Kritik. Der gemäßigte Ton der Vernunft ist kein Trost für den Neid, er schmeichelt der Bosheit nicht; aber mein Wille ist auch nicht, schimpflich dem Neide und der Bosheit meine Feder zu verdingen. Was die eigenthümlichen Aufsätze betrifft, so will ich redlich für meinen Theil beitragen, sollten es auch nur Lückenbüßer seyn; aber ich rechne nicht auf meine Kräfte; meine ganze Hoffnung beruht

auf dem Wohlwollen, auf dem Beistande der Gelehrten, und ich glaube nicht vergebens zu hoffen. Wenn mehrere der Würdigsten unter ihnen dem Merkur die Kinder ihrer Muse, oft die Früchte des reifen Nachdenkens zu einer Zeit zukommen ließen, wo der ganze Erfolg des Blattes, nur den Vortheil eines Einzigen beförderte, welche Unterstützung darf ich dann vom Zusammentreffen der Talente hoffen, die bei seinem Fortgange interessirt seyn müssen. Der Merkur ist nicht mehr der Schatz des Einzelnen; er ist ein öffentliches Gut, wovon ich nur der Verwalter, der Bewirthschafter bin."

So kündigte sich meine Arbeit an, und eben so kräftig wurde sie unterstützt. Der Augenblick war günstig. Ein Schwarm junger Dichter fing eben an, seine Fittige zu versuchen. Ich ermunterte ihren Aufschwung, indem ich die glänzenden Versuche des de Malfilatre aufnahm. Die Hoffnungen, die ich von ihm erregte, wären gewiß in Erfüllung gegangen, hätte ihn nicht ein frühzeitiger Tod aus unserer Mitte gerissen. Die gerechten Lobsprüche, die ich dem Gedichte Jumonville zollte, belebten den gefühlvollen, den tugendhaften Thomas, das große Talent wieder, das vorher unbarmherzige Kritik erstarren ließ. Ich theilte dem Publikum die glücklichen Erstlinge einer Uebersetzung von Virgils Georgika mit, und sagte es ohne Bedenken, wenn je dieses göttliche Gedicht in schöne, wohlklingende französische Verse übersetzt werden sollte, so wäre Delille der Mann dazu. Bei der Aufnahme einer Heroide von Colardeau bemerkte ich,

wie sehr sich der Styl dieses jungen Dichters durch Melodie, Reinheit, Grazie und edlen Ausdruck an Vollkommenheit den Mustern in der Dichtkunst selbst nähere. Ueber la Harpe fällte ich ebenfalls ein günstiges Urtheil. Bei Gelegenheit der günstigen Aufnahme von Lemierre's Hypermnestra schrieb ich: „So haben wir denn drei junge tragische Dichter, die schöne Hoffnung erregen; der Verfasser der Iphigenia in Tauris, durch eine einsichtsvolle und einfache Art, das Interesse der Handlung immerfort zu steigern, und durch einen Kraftnachdruck in einzelnen Stellen, der größten Meister würdig; den Verfasser von Astarbé, durch sein Feuer, die Fülle, den Wohlklang seiner Verse, die kühne, kräftige Zeichnung eines Charakters, dem nur seiner würdige Kontraste fehlten, um in Handlung gesetzt zu werden; und den Verfasser der Hypermnestra, durch seine so ergreifenden Gemälde. Nun ist's Sache des Publikums, — setzte ich hinzu, — sie zu beschützen, anzufeuern, gegen den Ingrimm des Neides zu sichern. Die Künste können die Fackel der Kritik und den Sporn des Ruhmes nicht missen. Nicht dem verfolgten Cid, dem Cid, der über seine Verfolger siegte, verdankt der Cinna seine Entstehung. Nur kleinen Seelen flößt lauter Beifall Eigendünkel und Sorglosigkeit ein. Für erhabne Seelen, lebhafte Phantasien; für große Talente mit einem Worte, wird der Rausch des Beifalls zur Begeisterung des Genies. Sie haben nur ein Gift zu fürchten — das, was sie erstarrt.“

Ich unterließ indessen, so sehr ich auch die Sache der Gelehrten vertheidigte, nirgends eine ziemlich strenge, aber unschuldige Kritik, in einem Tone zu üben, wie etwa ein Freund zum Freunde gesprochen haben würde. Dieser Geist der Billigkeit und des Wohlwollens setzte mich bei jungen Gelehrten so in Gunst, daß fast alle meine Mitarbeiter wurden.

Die Beiträge aus den Provinzen waren noch zahlreicher. Ausgezeichnetes war darunter freilich nicht. Indessen wenn sich in den zugeschickten Gedichten, in den prosaischen Aufsätzen nichts als Nachläßigkeiten, Inkorrektheit, Fehler im Einzelnen fanden, so trug ich Sorge, sie zu überarbeiten. Manchmal fiel mir während des Ausfeilens selbst ein Vers, ein interessanter Gedanke bei, der ward dann mit hineingeschoben, ohne ein Wort zu erwähnen, und die Verfasser beschwerten sich dann nie gegen mich über solche kleine Treulosigkeiten.

Was Künste und Wissenschaften anbetraf, da hatte ich noch reichhaltigere Quellen. In der Arzneikunst war damals das Problem der Inokulation in Aufnahme. Der von Halley prophezeihte, von Clairault angekündigte Komet fesselte die Blicke der Astronomen. Die Physik gab mir anziehende Beobachtungen bekannt zu machen, her; so wußte man mir es z. B. sehr vielen Dank, als ich das Mittel angezeigt hatte, im Sommer Flüssigkeiten gefrieren zu machen. Die Chemie theilte mir ein neues Heilmittel gegen den Vipernbiß, und das unschätzbare Geheimniß mit, Ertrunkene ins Leben zurückzuru-

fen. Die Chirurgie ließ manches glückliche Wagstück, und seinen bewundernswürdigen Erfolg erzählen. Die Naturgeschichte stellte mir unter Buffon's Pinsel eine Menge Gemälde dar, worunter ich die Wahl hatte. Vaucanson ließ durch mich dem Publikum seine sinnreichen Maschinen beschreiben. Der Architekt Leroi und der Kupferstecher Cochin, von denen der eine die Ruinen Griechenlands, der andere die Wunderwerke Italiens, beide mit Künstlerauge überschaut hatte, bereicherten mich um die Wette mit herrlichen Schilderungen und gelehrten Beobachtungen, und meine Auszüge aus ihren Reisebeschreibungen waren für meine Leser selbst eine unterhaltende Wanderung. Cochin, ein Mann von Kopf, dessen Feder fast eben so rein und korrekt war, als sein Grabstichel, lieferte mir überdieß herrliche Aufsätze über die Künste, die er immerfort studierte. Ich erinnere mich noch an zwei, die Mahler und Bildhauer gewiß nicht vergessen haben; der eine war: Ueber die Lichter im Schatten. Der andere: Ueber die Schwierigkeiten der Mahler- und Kupferstecherkunst, eine Parallele. Seine Aussprüche waren es, die ich dem Publikum über die Gemälde-Ausstellung von 1759 vorlegte, eine der schönsten, die man im Saal der Künste vorher und nachher gesehen hat. Diese Prüfung ist ein Muster von gesunder und glimpflicher Beurtheilung. Die Mängel waren hier bemerkt, empfunden; die Schönheiten herausgehoben, das Publikum nicht getäuscht, und die Künstler zufrieden gestellt.

Für die Beredtsamkeit eröffnete sich jetzt auch eine neue Bahn. Die französische Akademie foderte junge Redner auf, über große Männer zu sprechen; und welche Freude war es für mich, die Anzeige machen zu können, daß der erste, der bei diesem Wettstreite durch eine des Stoffes würdige Lobrede auf Moritz von Sachsen den Sieg erhalten hatte, der junge interessante Mann, der Verfasser des Gedichts: Jumonville, war, dessen Muth ich so oft angefeuert hatte, dem die Offenheit meiner Winke eben so viel Freude machte, als die Billigkeit meiner Lobsprüche, und der mich unter dem Siegel der innigsten Freundschaft zum Vertrauten seiner Gedanken, zum Beurtheiler seiner Schriften machte!

Ich war mit allen Akademien des Königreichs, sowohl in Bezug auf Künste, als Wissenschaften in Verbindung getreten. Ohne die Arbeiten zu rechnen, die sie mir gefällig zuschickten, hatten schon die Programme über ihre Preisaufgaben Werth, insofern sich da so wichtige und gründliche Ansichten in den vorgelegten Fragen ankündigten, die theils im Gebiete der Moral, theils in dem der Staatskunst, den nützlichen, wohlthätigen, der Menschheit hülfreichen Künsten, aufgelöst werden sollten. Ich erstaunte manchmal über den so lichtvollen Umkreis dieser Fragen, die aus dem Innersten der Provinzen von allen Seiten eingesendet wurden. Meiner Meinung nach bewies wohl nichts besser die edlere Richtung, die höhere Tendenz, die Fortschritte des Gemeingeistes.

Ohne so in seinem unbedeutendern Theile frostiger, steifer und langweiliger zu werden, ward der Merkur auf diese Art immer nützlicher, gehaltvoller und gediegener. Ich meinerseits suchte ihn nach meinen besten Kräften zu gleicher Zeit nützlich und angenehm zu machen; oft mischte ich eine der Erzählungen darunter, die ich immer mit einer Dosis gesunder Moral zu würzen bemüht war. Die Vertheidigung des Theaters, die ich in der Kritik des Rousseauschen Briefs an d'Alembert über die Schauspiele gab, hatte ganz den Erfolg, den die Wahrheit im Kampfe mit Sophistereien, den die Vernunft erringen muß, wenn sie eine schimmernde Beredtsamkeit mit Athletenarmen umschlingt und in die Enge treibt.

Inzwischen darf man doch aus Stolz oder Vergeßlichkeit keinen Dienst verkennen; und so zeige ich auch eine der Quellen an, die mir für den Nothfall Stoff hergaben. Die Republik der Wissenschaften theilte sich zu Paris in verschiedene Klassen, die mit einander nur im geringen Verkehre standen. Ich für meine Person vernachläßigte keine; mir waren auch die Kleinigkeiten, die in bürgerlichen Cirkeln gedichtet wurden und alles willkommen, was sich nur sonst durch Natürlichkeit und artige Wendungen empfahl. Bei einem Juwelier auf dem Dauphin's-Platze, hatte ich öfters mit zwei Dichtern der alten komischen Oper gespeist; Lustigkeit war ihre Muse. Sie waren nie aufgelegter, begeisterter, als wenn sie unter den Lauben in einer Dorfschenke schwärmten. Betrunkenheit schien ihr größ-

tes Glück; Doch ehe sie dahin kamen, hatten sie Augenblicke, die das glauben machten, was Horaz vom Weine sagt. Der eine, Galet, galt für einen Taugenichts; ich sah ihn nie anders, als bei der Tafel, und erwähne seiner nur in Bezug auf seinen Freund Panard, einen braven Mann, den ich gern leiden mochte.

Indessen war der Taugenichts denn doch ein Original, das wohl bekannt zu werden verdient. Er machte eigentlich auf der Rue des Lombards den Gewürzkrämer; allein man fand ihn öfterer im Jahrmarktstheater, als in seinem Kramladen, und als ich ihn kennen lernte, war er schon ganz herunter. Trotz seiner Wassersucht trank er dennoch gleich stark fort, und blieb so lustig wie vorher; um den Tod bekümmerte er sich so wenig, als er an das Leben gedacht hatte; im tiefen Elende, der Freiheit beraubt, auf dem Schmerzensbette und den Tod auf der Zunge, war ihm doch das alles nichts, als nur ein Spiel.

Nach seinem Banquerout hatte er sich in den Tempel geflüchtet, der damals eine Freistätte für insolvente Schuldner war. Täglich kamen hier nun Mahnbriefe und Erinnerungen von seinen Gläubigern an. „Nun," sagte er, „da wohne ich ja ganz im Tempel der Erinnerung." *). Als ihn hier die Wassersucht am Ende zu ersticken drohte, ertheilte ihm der Vikarius die letzte Oelung.

*) Wortspiel mit memoires Schuldenverzeichniß und le temple de mém.

„Ach, Herr Abbé," versetzte er, „Sie wollen mir die Stiefeln einschmieren, das ist unnöthig; ich reise zu Wasser fort." Er schrieb noch denselben Tag an seinen Freund Collé, und gratulirte ihm mit einem Gedichte zum neuen Jahre, die letzte Stanze war:

Mit diesen Zeilen nimm vorlieb
Gern, Freundchen, ich ein Dutzend schrieb,
Ja mehr, als man Apostel zählet.
Allein mein Stundenglas läuft ab,
Schon hat den Platz zu meinem Grab
Die Todtengräber Zunft erwählet.

Der gute Panard, der eben so sorglos, wie sein Freund, eben so unbekümmert um die Vergangenheit, wie um die Zukunft war, zeigte im Unglück mehr die Ruhe eines Kindes, als die Gleichgültigkeit eines Philosophen. Wo er Nahrung, Wohnung, Kleidung herbekommen solle, das kümmerte ihn nicht; dafür hatte er Freunde; und er hatte deren mehrere, die ein solches Zutrauen verdienten. In seinen Sitten, wie in seinen Geistesanlagen, war viel vom einfachen, naiven Wesen des de la Fontaine. Das Aeußere kündigte wohl bei keinem Menschen weniger zarten Geschmack an, als bei ihm; dagegen zeigte er sich in feinen Gedanken und Ausdrücken. Mehr als einmal sah ich bei der Tafel und unter Weindünsten diese plumpe Masse, die dicke Maschine aus dem Stegreife Verse von sich geben, die nichts als Leichtigkeit, Feinheit und Grazie athmeten. Wenn ich bei der monatlichen Redaktion des Merkurs ein paar hübsche Verschen brauchte, so besuchte ich meinen Freund Pa-

nard. „Stören Sie nur in der Perucken-schachtel da herum!“ sagte er dann. Und wirklich war die Schachtel ein wahres Quodlibet, wo alle Gedichte des liebenswürdigen Poeten durch einander geworfen, auf Papierschnitzel gekritzelt, zusammenlagen. Sah ich so alles mit Weinflecken beschmutzt, und machte ich ihm dann Vorwürfe, so rief er: „Ach, nehmen Sie nur, nehmen Sie nur; das ist das Siegel des Genies.“ Den Wein liebte er in so hohem Grade, daß er von ihm, wie von seinem besten Freunde sprach. Wenn er so, das Glas in der Hand, den Gegenstand seiner Verehrung, seiner Freuden betrachtete, so konnte ihn das bis zu Thränen rühren. Einst sah ich ihn aus einer ganz besondern Ursache weinen. Man achte den Zug, der das Gemälde dieses Trinkers vollenden soll, für kein Mährchen.

Nach dem Tode seines Freundes Galet, begegnete ich ihm, und wollte ihm meine Theilnahme an seinem Schmerze zu erkennen geben. „Ach,“ sagte er, „er ist sehr groß, er ergreift mich im Innersten. Ein dreißigjähriger Freund, mit dem ich mein Leben zubrachte! Mit dem ich auf der Promenade, im Schauspiele, in der Schenke immer zusammen war. Er ist hin. Ich kann mit ihm nun nicht mehr trinken, nicht mehr singen. Er ist todt; ich bin allein auf der Welt, ich weiß nicht, was nun aus mir werden soll.“ Bei diesen

Klagen zerfloß der ehrliche Kerl in Thränen, und so weit war wohl alles ganz natürlich. Aber was setzte er nun noch hinzu? „Sie wissen doch," sagte er, „daß er im Tempel gestorben ist? Ich ging hin, an seinem Grabe zu weinen, zu seufzen. Ach, was ist das für eine Grabstätte! Unter eine Dachtraufe haben sie mir ihn eingescharrt, ihn, der, seit er zu verständigen Jahren kam, nie ein Glas Wasser getrunken hat."

Man wird mich nun in Paris mit Leuten von ganz verschiedener Art leben sehen, und ich könnte eine schöne Gallerie von Portraits aufstellen, wenn meine Farbengebung immer lebhaft genug wäre. Ich will es indessen doch wenigstens versuchen, ein Crayongemälde zu liefern.

Ich habe es bereits gesagt, daß Madame Geoffrin die alte Tencin oft besuchte. Die letztere voller Schlauheit, durchsah gar bald den Bewegrund davon. „Wissen Sie denn," sagte sie zu ihren Gästen, „was die Geoffrin bei mir will? Sie sucht etwas von meinem Inventarium zu erschnappen!" Und wirklich trat nach ihrem Tode ein Theil der Gesellschaft von der de Tencin, das Beste, was davon noch übrig war, (denn Fontenelle und Montesquieu lebten nicht mehr), in ihre neue über. Indessen diese kleine Kolonie genügte ihr nicht. Reich genug, um ihr Haus zum Vereinigungspunkt der Künste und Wissenschaften zu machen, überzeugt, daß dies ein Mittel war, sich für das Alter eine angenehme Unterhaltung, ein

ehrenvolles Daseyn zu verschaffen, hatte Madame Geoffrin wöchentlich zwei Diners festgesetzt; Montags für Künstler, Mittwochs für Gelehrte. Ein merkwürdiger Umstand dabei war, daß sie, die nicht die Grundbegriffe von Gelehrsamkeit oder Kunst inne hatte, die zeitlebens, alles wie im Fluge gelesen und gelernt hatte, in keiner dieser beiden Gesellschaften fremd oder verlegen aussah. Sie befand sich sogar recht wohl darin; denn sie war gescheid genug, immer nur von dem zu sprechen, was sie genau wußte, und über andere Dinge Leute reden zu lassen, die diese verstanden. Immer bezeigte sie dann höfliche Aufmerksamkeit, und ließ sich von Langeweile auch dann nichts merken, wenn sie dieses oder jenes nicht verstand. Noch viel besser wußte sie über die Gesellschaften selbst Vorsitz und Aufsicht zu führen; über die Ungebundenheit derselben zu wachen und diese Freiheit wie mit einem unsichtbaren Faden in diese Grenzen zurück zu lenken, wenn etwa die letztern überschritten wurden. „Nun ist's gut!“ das war gemeiniglich das Signal zur Besonnenheit, das sie den Herren Gästen gab; und wenn die Lebhaftigkeit der Unterhaltung noch so weit ausschritt, so hätte man bei ihr, wie Virgil von den Bienen sagen können:

Hi motus animorum, atque haec certamina tanta
Pulveris exigui iactu compressa quiescent.

Ihr Charakter war eigen, gewiß schwer aufzufassen und zu schildern, da er aus lauter Halbtinten und Schattirungen bestand. Dennoch sprach er sich bestimmt aus, obwohl ohne einen der ent=

scheidenden Züge, wodurch das Eigenthümliche der Naturanlagen sich auszeichnet und abprägt. Sie war gütig, aber nicht sehr gefühlvoll, sie that Gutes, aber ohne den Zauber des Wohlwollens. Ungeduldig eilte sie den Unglücklichen zu helfen, aber ohne sie zu sehn, aus Furcht, zu sehr erweicht zu werden. Sie war eine treue, sichere, selbst dienstfertige Freundin, aber immer furchtsam; immer besorgte sie, auf diese Art ihre Ruhe, ihren Kredit zu gefährden. Ihr Geschmack, ihre Kleidung, ihre Meublen, alles war einfach, aber diese Einfachheit war stets gesucht. Für die Genüsse des verfeinerten Luxus war bei ihr gesorgt; von seinem Prunke nichts wahrzunehmen. Ihr Anstand, ihr Betragen, ihre Haltung war Bescheidenheit und dennoch lag der Stolz, und selbst ein wenig leere Ruhmsucht zum Grunde. Nichts schmeichelte ihr mehr, als der Umgang mit Großen. Ihnen selbst näherte sie sich wenig; da war's ihr nicht so recht behaglich; aber durch unmerklich schmeichelnde Gefallsucht wußte sie sie an sich zu ziehn, und in dem zwanglosen, natürlichen, halb ehrfurchtsvollen, halb familiären Tone, womit sie gefangen wurden, sah man, meinen Begriffen nach, die Meisterin. Immer ungezwungen im Umgange mit Großen, immer hart an der Gränze des konventionellen Wohlstandes, überschritt sie diese Linie doch nie. Um gut mit dem Himmel, ohne doch schlecht mit der Welt zu stehn, hatte sie sich an eine eigne Art von heimlicher Andacht gewöhnt; sie ging in die Messe, wie eine andere auf Abenteuer ausgeht;

im Nonnenkloster hatte sie eine Kapelle, und in der Kapuzinerkirche einen Kirchstuhl; beides aber hielt sie so verborgen, wie ihre geheimen Abtretequartiere. Das Gepränge der galanten Frauen der damaligen Zeit war ihr zuwider; ihre größte Sorge ging dahin, keinen Lärm von sich zu erregen. Es war lebhafter Wunsch bei ihr, berühmt, von der Welt sehr geachtet zu seyn; aber doch wollte sie dabei ruhig bleiben. Etwas dem hypochondrischen Engländer gleich, der von Glas zu seyn glaubte, vermied sie wie Klippen alles, was sie mit den Leidenschaften der Menschen ins Gedränge bringen konnte; daher ihre Schlaffheit und Furchtsamkeit, sobald ihr Dienst Muth erheischte. Der Mann, für den ihr Herz mit Freuden die lose Goldbörse hingegeben hätte, war doch nicht sicher, daß ihre Zunge sie wieder von der Verbindlichkeit loszählte. Für so einen Fall wußte sie sich mit den sinnreichsten Entschuldigungen zu verwahren.

So war es bei ihr Grundsatz, wenn man von seinen Freunden Uebels sprechen hörte, müsse man nie ihre Vertheidigung lebhaft übernehmen, ihrem Verläumder nie die Spitze bieten, das sey das Mittel, meinte sie, das Ottergezücht zu reizen, das Gift zu schärfen. Sie verlangte, daß man seine Freunde nur mäßig, und in Bezug auf ihre Eigenschaften, nicht auf ihre Handlungen loben solle. „Denn," sagte sie, „hört man von einem, daß er aufrichtig wohlthätig ist, so kann jeder zu sich selbst sagen, auch ich bin aufrichtig und wohlthätig. Führt man aber einen bestimmten Fall an,

wo er sich lobenswürdig betragen hat, eine tugendhafte Handlung von ihm an, von der niemand sagen kann, daß er sie auch gethan habe, so nimmt er dieses Lob für Tadel, und sucht es nun zu unterdrücken." Eine kluge Vorsicht, nie seinen Freund in Verlegenheit zu bringen, schätzte sie an Freunden am meisten; und in dieser Hinsicht führte sie Bernard als Muster auf, einen Mann, der auch wirklich alle seine Handlungen und Reden aufs kälteste abwog und berechnete. „Mit ihm," meinte sie, „kann man ruhig seyn; über ihn beschwert sich niemand; ihn braucht man nie zu vertheidigen." Das war für etwas lebhafte Köpfe, wie ich war, ein Fingerzeig. In ihrer Gesellschaft gab es deren mehrere. Kam einer von ihnen, den sie liebte, in Gefahr, oder in Verlegenheit, die Ursache mochte nun seyn, welche es wollte, er mochte Recht oder Unrecht haben, ihre erste Regung war doch stets, es ihm selbst Schuld zu geben. Ich sagte ihr einmal, vielleicht etwas lebhaft: sie müsse nur immer glückliche und solche Leute zu Freunden haben, die nie fehlen könnten.

Eine ihrer Schwächen war, sich in die Angelegenheiten ihrer Freunde zu mischen, ihre Vertraute zu machen, ihnen Rathgeberin, Führerin zu seyn. Weihte man sie in seine Geheimnisse ein, ließ man sich von ihr leiten, bisweilen ausschelten, so war man sicher, sie bei der empfindlichsten Seite zu fassen. Unlenksamkeit, selbst mit Hochachtung verbunden, machte sie den Augenblick kalt, und durch Verdrüßlichkeit und Trockenheit ließ sie dann

fühlen, wie sehr sie beleidigt sey. Das ist freilich wahr, wer nach den Regeln der Klugheit leben wollte, konnte nicht besser thun, als sie um Rath zu fragen. Lebensklugheit war ihr die höchste Wissenschaft, von allem Uebrigen hatte sie flache, seichte Alltagsbegriffe, während sie in den Sitten und Gewohnheiten, in der Kenntniß des Menschen und besonders der Weiber tief eingeweiht und darüber Unterricht zu ertheilen fähig war. Wenn sich zu jener Begierde, andere zu leiten, mit Rath zu unterstützen, etwas Eigenliebe gesellte, so lag darin doch auch gewiß Herzensgüte, Bestreben, nützlich zu werden, und aufrichtige Freundschaft.

Ihr Verstand war freilich nur durch Umgang mit der Welt gebildet, aber doch durchdringend, richtig und scharfsinnig. Ungekünstelter Geschmack, richtiger Takt ließ sie immer die passendsten Ausdrücke und Wendungen finden. Sie schrieb einen reinen, einfachen, gedrängten, deutlichen Styl, der indessen doch immer die Frau verrieth, die wenig Erziehung gehabt hatte, und sich dessen sogar rühmte.

In einer allerliebsten Lobschrift, die ihr Onkel auf sie gemacht hatte, liest man, daß ein italiänischer Abbé ihr eine ihr gewidmete italiänische und französische Grammatik überreichte. „Wie," rief sie, „mir eine Grammatik widmen, ich kann ja nicht einmal orthographisch schreiben." Das war die reine Wahrheit. Ihr wahres Talent bestand darin, gut zu erzählen. Hier war sie in ihrem Fache, und sie machte gern davon Gebrauch, um ihre

Gäste zu erheitern, ohne dabei weder Vorbereitung und Künstelei zu verrathen, noch eine wichtige Miene anzunehmen. Nur das Beispiel wollte sie geben, denn jedes Mittel, ihre Gesellschaft zu unterhalten, war ihr willkommen.

Der angenehmste, munterste, belebteste in der Gesellschaft war d'Alembert. Wenn er den Vormittag mit der Algebra, mit Auflösung astronomischer, dynamischer Aufgaben beschäftigt gewesen war, so verließ er dann sein Stübchen, wie ein Schüler seinem Kollegium entflieht; so suchte er nichts, als Vergnügen. Der lebhafte, angenehme Ton, den jetzt dieser so einsichtsvolle, so tiefdenkende, so gründliche Kopf annahm, ließ nun in ihm den Philosophen, den Gelehrten vergessen und nichts als den liebenswürdigen Gesellschafter erkennen. Eine reine, von Leidenschaften ungetrübte, mit sich selbst zufriedne Seele, der stete Genuß, womit ihn jeder Tag irgend eine neue Wahrheit belohnte und seine Arbeit krönte, war die Quelle dieser natürlichen Heiterkeit. Das ist das ausschließliche Vorrecht gründlicher mathematischer Kenntnisse; keine andere Art von Geistesarbeit kann es in vollem Maaße gewähren.

Mairans Heiterkeit, Mairans gefälliger, freundlicher Humor entsprang aus derselben Quelle. Für ihn that das Alter, was bei d'Alembert die Natur bewirkte. Alle seine Gemüthsbewegungen hatte er zu mäßigen gewußt; der Grad von Wärme, den er ihnen dann noch verstattete, war nur jene gaskonische Lebhaftigkeit, die indessen gemäßigt, nüch-

tern, besonnen, mit Originalität, feinem, aber gutmüthigen Witz versetzt war. Der Philosoph aus Beziers bekümmerte sich freilich manchmal um das, was in China vorfiel. Fand er in einem Briefe von seinem Freunde, dem Pater Parennin, Neuigkeiten von da her, dann strahlte er vor Freude.

Ach, Kinder, was sind das für Gemüther, die nur von einer Bewegung der Ekliptik, oder den Sitten der Chineser beunruhigt wurden! Kein Laster würdigt sie herab, keine Reue nagt an ihnen, keine Leidenschaft quält sie oder macht sie traurig. Sie genießen Freiheit; jene Freiheit, die die Gefährtin der Freude ist, ohne welche kein reiner, kein dauerhafter Frohsinn statt finden kann.

Marivaux hätte diese muntere Laune nur gar zu gern gehabt, allein sein Kopf war damals mit einem Gegenstande beschäftigt, der ihm keinen Augenblick aus dem Sinne kam, und einen Anstrich von Befangenheit gab. Seine Werke hatten ihm den Ruf eines scharfsinnigen, spekulirenden Kopfes verschafft; er glaubte diesen immerfort behaupten zu müssen, und so lauerte er nun immer auf Ideen, die einer Anfechtung, einer scharfen Erörterung empfänglich waren, um sie an einander abzuschleifen, oder aufs feinste auszuspinnen. Er gab dann zu, daß dies oder jenes bis auf einen gewissen Grad, in einem gewissen Gesichtspunkte wahr sey, aber nun hatte er stets eine Einschränkung, eine Unterscheidung im Hinterhalte, die ihm allein bemerkbar war. Diese Spannung

der Aufmerksamkeit war für ihn beschwerlich, für andere oft verdrüßlich; bisweilen entsprangen nun freilich daraus treffende Winke, glänzende Lichtstrahlen. Indessen bewies doch immer sein unruhiger Blick, wie ängstlich ihn der schon errungene, der noch zu hoffende Erfolg machte. Eine zartere, kitzlichere, schüchternere Eigenliebe gab es nie, wie ich glaube. Da er indessen behutsam die Eigengenliebe anderer schonte, so achtete man denn auch die seinige, und bedauerte nur, daß er sich nicht entschließen konnte, einfach und natürlich zu werden.

Chastellux, der viel Geist besaß, aber ihn nie entwölkte; aus dessen Gedankennebel jedoch von Zeit zu Zeit sehr lebhafte Lichtstrahlen hervorschossen, Chastelleux zeigte in dieser Gesellschaft den anschmiegendsten Charakter mit der liebenswürdigsten Aufrichtigkeit vermählt. Vielleicht traute er der Richtigkeit seiner Ideen selbst nicht, vielleicht wollte er der letztern gewisser werden, vielleicht wollte er sie auf die Kapelle gesellschaftlicher Erörterungen bringen und von Schlacken läutern; genug er liebte gelehrten Streit, und ließ sich immer ohne Rechthaberei und Sophisterei darauf ein. Wenn ihm dann die Wahrheit, von ihm oder von einem andern entdeckt, in die Augen leuchtete, so war er zufrieden. Kein Mensch wandte wohl je besser seinen Geist dazu an, fremde Geistesfrüchte zu genießen. Ein witziger Einfall, eine sinnreiche Bemerkung, eine niedliche Erzählung, die er gerade hörte, entzückte ihn oft; er hüpfte vor Freuden; sein Auge, sein

Antlitz glänzte feuriger, so wie die Unterhaltung anziehender ward. Der Beifall, den ein Anderer erhielt, schmeichelte ihm so sehr, als wenn es ihm gegolten hätte.

Der Abbé Morellet war bei einer großen Klarheit und Ordnung in seinem reichbesetzten Magazine von Kenntnissen aller Art für die Gesellschaft eine Quelle gesunder, reiner, gründlicher Begriffe, die, ohne je zu versiegen, doch nirgends überströmte. Bei unsern Diners zeigte er stets eine offne Seele, einen festen, biedern Charakter, und in dem Herzen so viel Geradheit, wie in dem Verstande. Eines, das ausgezeichneteste seiner Talente, war eine Art von fein ironischer Scherzhaftigkeit, wovon Swift allein vor ihm das Geheimniß besessen hatte. Er hätte dadurch sehr leicht beißend werden können, allein keiner war dies wohl weniger, als er, und wenn er sich bisweilen einen persönlichen Spott erlaubte, so war es nur eine Geißel, die er schwang, um Uebermuth oder Bosheit zu züchtigen.

Saint Lambert wußte bei einer äußerst zarten, obschon etwas kalten Höflichkeit seiner Unterhaltung den feinen, geschmackvollen Witz zu leihen, den man in seinen Werken antrift. Ohne von Natur aufgeräumt zu seyn, heiterte er sich bei der Fröhlichkeit anderer auf. Bei philosophischen und gelehrten Verhandlungen zeigte wohl keiner so viel gesunde Vernunft, einen so geläuterten Geschmack in seinen Urtheilen, wie er. Sein Geschmack war der des kleinen Hofs in Lüneville, wo er gelebt, dessen Ton er behalten hatte.

Helvetius war ganz von seinem Ehrgeiz, seinem literarischen Rufe eingenommen, und trat oft bei uns ein, wenn sein Kopf noch von der Morgenarbeit rauchte. Um durch eine ausgezeichnete Schrift in seinem Jahrhunderte Epoche zu machen, war seine erste Sorge darauf hingezogen, entweder eine neue Wahrheit aufzustellen, oder einen gewagten kühnen Gedanken auf die Bahn zu bringen und zu behaupten. Da indessen seit 2000 Jahren neue und fruchtbare Wahrheiten selten geworden waren, so hatte er den paradoxen, in seiner Schrift über den Geist, entwickelten Satz zum Texte gewählt. Vielleicht verdankte er seine eigene Ueberzeugung der Anstrengung, andere überzeugen zu wollen, vielleicht sträubte er sich noch gegen eigne Zweifel, und bemühte sich, sie zu besiegen. Kurz wir hatten unsere Freude daran, ihn Fragen, die ihm im Kopfe lagen, oder Schwierigkeiten, die ihn verlegen machten, der Reihe nach aufwerfen zu sehen. Wenn wir ihm endlich einige Zeit das Vergnügen gegönnt hatten, sie auseinander setzen zu hören, so zogen wir ihn dann wieder mit dem Strome fort, und er gab sich nun diesem ohne Rückhalt und mit Wärme, eben so einfach, so natürlich, so ungekünstelt und offen im traulichen Gespräche hin, als er systematisch und sophistisch in seinen Schriften erscheint. Nichts stand wohl mehr mit der Kindeseinfalt seines Charakters, seiner gewöhnlichen Lebensweise im Widerspruche, als die so künstlich angelegte, so erzwungene Sucht, in seinen Schriften Original zu seyn; ein Mißverhältniß,

das sich indessen immer in dem Betragen und den Meinungen derer findet, die sich in Untersuchungen über seltsame, auffallende Gegenstände ermüden. In Helvetius Seele war ganz das Gegentheil von seinen Behauptungen. Es gab keinen bessern Mann, als ihn, freigebig, großmüthig, ohne Prahlerei; wohlthätig, weil es Pflicht war, setzte er sich in den Kopf, alle rechtschaffenen Menschen und sich selbst zu verläumden, und allen tugendhaften Handlungen keinen andern Beweggrund, als das Interesse unterzuschieben. Abgesehen von seinen Schriften, mußte man ihn lieben, so wie er war, und man wird bald sehn, welch ein angenehmer Aufenthalt sein Haus den Gelehrten darbot.

Noch ruhmsüchtiger, als er, war Thomas; indessen erwartete dieser, mehr mit sich selbst übereinstimmend, nur von seinem seltenen Talente Beifall, seine Empfindungen und Ideen gut auszudrücken, auch gemeinen Gegenständen die Originalität einer erhabenen Beredtsamkeit zu leihen, und bekannte Wahrheiten auf's neue zu entwickeln, weiter auszudehnen, und in ein glänzenderes Licht zu setzen. Versunken in seine Betrachtungen, ohne Unterlaß mit dem befangen, was ihm einen ausgebreiteten Ruhm verschaffen konnte, ließ er freilich kleine Rücksichten und das nicht sehr unwichtige Verdienst aus den Augen, in Gesellschaften liebenswürdig zu erscheinen. Sein Ernst war nicht abschreckend, aber in sich gekehrt, und wortkarg konnte ihm die Munterkeit der Unterhaltung kaum ein Lächeln, geschweige einen Beitrag abgewinnen. Selten ließ er sich

über Gegenstände aus, die ihr angemessen waren; höchstens geschah dies in einer vertrauten und nicht sehr zahlreichen Gesellschaft; nur hier ließ er sein Licht strahlen, und die Fruchtbarkeit seines Geistes bewundern. Bei unsern Diners machte er nur die Zahl mit voll, und erhielt in Betracht seiner literarischen Verdienste und seiner moralischen Eigenschaften Achtung. Thomas opferte immer der Tugend, der Wahrheit, dem Ruhme, aber niemals huldigte er den Grazien, und doch lebte er in einem Jahrhunderte, wo man ohne die Einwirkung und die Gunst dieser in der Literatur nie zu einem glänzenden Rufe gelangen konnte.

Bei Gelegenheit der Grazien sey eine Person erwähnt, mit deren Geist und Sprache sie reichlich ausgestattet, die die einzige war, der Mad. de Geoffrin den Zutritt zu ihrer gelehrten Gesellschaft vergönnte. Es war die Geliebte d'Alembert's, Demoiselle Lespinasse, die durch eine seltene Vereinbarung von Besonnenheit, Geist und Einsicht, Sittsamkeit und Anstand mit dem hitzigsten Kopfe, dem glühendsten Herzen, der feurigsten Einbildungskraft, die es seit Sapho gegeben hat, wirklich bewundernswürdig war. Das Feuer, das in ihren Adern, ihren Nerven tobte, ihrem Geiste so viel Lebhaftigkeit, Glanz und Zauber gab, verzehrte sie vor der Zeit. Die Folge wird es zeigen, wie sehr wir sie bedauern mußten. Hier erwähne ich nur die Stelle, die sie bei unsern Gastmahlen einnahm, wo ihre Gegenwart ein unbeschreibliches Interesse erregte. Sie mochte zuhören oder selbst sprechen (und niemand sprach besser

als sie), immer war sie Gegenstand der Aufmerksamkeit, und ohne Gefallsucht flößte sie uns die unschuldige Begierde, ihr zu gefallen, ein; ohne Sprödigkeit ließ sie die Freiheit fühlen, wie weit sie gehen durfte, ohne die Schaam zu beunruhigen und dem Wohlstand zu nahe zu treten.

Ich habe nicht die Absicht, den ganzen Cirkel unserer Gäste zu beschreiben. Es gab hier solche, die nichts dazu beitrugen, die fast nur Genuß hier suchten, unterrichtete Männer, aber geizig mit ihren Reichthümern, und nur begierig, hier zu ärnten, sich die Mühe des Aussäens ersparten. Dazu gehörte Raynal unstreitig nicht. Wenn er hier bei Mittheilung seiner gelehrten Schätze in ein Extrem verfiel, so war's kein Uebermaaß von Sparsamkeit. Noch hatte sich nicht die rüstige Mannskraft seiner Philosophie entwickelt, das große Magazin seiner Kenntnisse war noch nicht ganz gefüllt; nur Scharfsinn, Richtigkeit, Bestimmtheit waren damals die ausgezeichnetesten Eigenheiten seines Geistes, mit dem sich noch eine Herzensgüte, eine Anmuth der Sitten vereinigte, die ihn uns allen theuer machte. Man fand inzwischen, daß der Fluß seiner Wohlredenheit, und die Fülle seines Gedächtnisses nicht immer das gehörige Maaß hielten. Was er an den Mann brachte, war selten zu einem Gespräche geeignet; erst im Alter, wo er weniger Lebhaftigkeit und Gedankenfülle besaß, lernte er das Vergnügen der Unterredung kennen.

Lag es mit in dem Plane der Madame Geofrin, die bedeutendsten Fremden, die nach Paris

kamen, an sich zu ziehn, und so ihr Haus in ganz Europa berühmt zu machen, oder war es natürliche Wirkung und Folge der Annehmlichkeiten des Glanzes, der diesem Hause aus der Gesellschaft der Gelehrten entsprang, kurz, es kam kein Prinz, kein Minister, kein Mann oder Weib, die einigen Ruf hatten, an, ohne Madame Geoffrin zu besuchen, und ihren Ehrgeiz darein zu setzen, daß sie zu einem unserer Diners eingeladen wurden. Es machte ihnen dann die größte Freude, uns so bei der Tafel vereint zu sehn. An solchen Tagen entfaltete nun Madame Geoffrin vorzüglich alle Reize ihres Geistes, und sagte zu uns allen: Heute müssen wir liebenswürdig seyn. Nur selten trafs sichs dann auch, daß es solchen Diners an einer belebenden, geistreichen Unterhaltung fehlte.

Unter den Fremden, die nach Paris kamen, ihren Sitz für geraume Zeit oder für immer da aufzuschlagen, wählte sie dann immer die Gelehrtesten, die Liebenswürdigsten, und sie nahmen nun eine Stelle unter ihren Tischgenossen ein. Ich will drei davon besonders auszeichnen, deren jeder an Vorzügen des Geistes, an Kenntnissen auch den gebildetesten Franzosen die Wage hielten. Es war der Abbé Galiani, der Marquis de Caracciolí, nachmaliger neapolitanischer Gesandte, und der schwedische Minister, Graf von Creutz.

In persönlicher Hinsicht war der Abbé Galiani der niedlichste, kleinste Arlequin, den Italien je hervorbrachte. Indeß auf den Schultern dieses

Harlekins stand der Kopf eines Machiavells. Epikuräer nach seiner Philosophie, aber von düsterer Gemüthsart, sah er alles von einer lächerlichen Seite an; da gab es weder einen Gegenstand des Staats noch der Moral, von dem er nicht zu einer hübschen Erzählung Anlaß nahm, und diese Geschichtchen, die immer zu rechten Zeit kamen, hatten den Reiz der unvorhergesehenen, der witzigen Anspielung. Man denke sich mit seinem Vortrage, in seinem Geberdenspiele die naivste Drolligkeit vereinigt, und man wird dann eine Idee von dem Vergnügen haben, welches der Kontrast des tiefen Sinnes, der in der Erzählung lag, mit dem spashaften Vortrage des Erzählers bereitete. Ich übertreibe nichts, wenn ich sage, daß man seinen Erzählungen ganze Stunden über zuhörte und sie darüber vergessen konnte. Indeß wenn er seine Rolle ausgespielt hatte, so war er in der Gesellschaft eine Null. Traurig und stumm saß er in einem Winkel. Er schien dann ungeduldig das Schlagwort zu erwarten, das ihn wieder auf die Bühne rief. Seine Art, Meinungen vorzutragen, war der, etwas zu erzählen, vollkommen gleich. Man mußte ihm zuhören. Unterbrach man ihn, dann rief er: „Lassen Sie mich doch erst ausreden. Sie sollen bald Muse haben, mir zu antworten.“ Wenn er so eine lange Kette von Folgerungen abgereiht hatte, wie seine Art war, und nun endlich zum Schlußsatze kam, und man ihm darauf antworten wollte, so versteckte er, sich dann ganz sachte unter den Haufen, und weg war er.

Caraccioli zeigte in seiner Physiognomie auf den ersten Anblick das Plumpe, Ungeschlachte, womit ein Maler die Dummheit abbilden würde. Um seine Augen zu beleben, seine Züge zu entfalten, mußte er sprechen. Wenn nun aber so die lebendige, durchdringende und helle Seelenkraft bei ihm erwachte, dann sah man sie gleichsam Funken aussprühen. Feinheit, Munterkeit, ein origineller Ideengang, Natürlichkeit im Ausdruck, ein bezauberndes Lächeln, ein gefühlvoller Blick vereinigten sich dann mit einander, um der Häßlichkeit einen liebenswürdigen, sinnvollen, interessanten Ausdruck zu geben. Er redete unsere Sprache schlecht, und mit Mühe, desto beredter war er in der seinigen, und fand er nicht gleich den französischen Ausdruck, dann wurde das Wort, die Wendung, das Bild, dessen er nöthig hatte, von der italiänischen entlehnt. Fast jeden Augenblick bereicherte er auf diese Art seinen Vortrag mit tausend gewagten und malerischen Ausdrücken, um die wir ihn beneideten. Das neapolitanische Geberdenspiel belebte bei ihm nun noch, wie bei Galiani, den Ausdruck, und von beiden sagte man, daß bei ihnen der Geist sich bis in den Fingerspitzen ausspreche. Einer, wie der andere hatte allerliebste Erzählungen vorräthig, die fast immer einen zarten, moralischen, tiefen Sinn enthielten. Caraccioli hatte den Menschen zum Gegenstande seines Studiums gemacht, aber er hatte ihn mehr als Staats- als Geschäftsmann, denn als moralischer Satyriker beobachtet. Im Großen hatte er die Sitten der Nationen, ihre

Gebräuche und Polizeianstalten gesehen, und wenn er einzelne Züge aushob, so war es nur, um für die Resultate seiner Meinungen ein Beispiel, eine Stütze zu finden.

In unsern Augen besaß er bei einem unerschöpflichen Reichthum von Kenntnissen, bei einer liebenswürdigen Eigenthümlichkeit in Mittheilung derselben noch das Verdienst, ein vortrefflicher Mann zu seyn. Keiner von uns hätte daran gedacht, den Abbé Galiani zum Freund zu wählen, aber jeder buhlte um die Freundschaft Caracciolis, und ich, der ich sie sehr lange Zeit genoß, kann es nicht beschreiben, wie wünschenswerth sie war.

Einer der Männer, der mich vorzüglich werthschätzte, den ich auf's zärtlichste liebte, war der Graf von Creutz. Theilnehmer der literarischen Tischgesellschaft unserer Geoffrin, beeiferte er sich weniger darum zu gefallen, strebte er weniger danach, bemerkt zu werden; war oft nachdenkend, öfterer noch zerstreut, und dennoch der angenehmste der Gäste, wenn er sich, ohne Zerstreuung, uns überließ. Ihm hatte die Natur, vorzugsweise Empfindung, Wärme, Zartheit des moralischen und des ästhetischen Sinnes für's Schöne aller Art, Eifer des Genies, wie den der Tugend geschenkt; ihm hatte sie die Gabe verliehen, mit feurigen Zügen das wieder zu geben, was seine Einbildungskraft getroffen, was seine Seele lebhaft ergriffen hatte. Kein Mensch war je zum Dichter geboren, wenn er es nicht war. Jung, mit einem außerordentlich ausgebildeten Geiste,

sprach er das Französische, wie wir, fast alle europäischen Sprachen, wie die seinige, war er, ohne die gelehrten Sprachen zu erhöhen, in allen Fächern der ältern und neuern Literatur bewandert, redete er von Chemie, wie ein Chemist, von Naturgeschichte, wie ein Schüler Linn'es, von Schweden und Spanien namentlich, wie ein forschbegieriger Beobachter der Eigenheiten dieser Klimas und ihrer verschiedenen Produkte, und war uns allein eine Quelle des Unterrichts, den noch der glänzendste Vortrag verschönerte.

So wird man denn wohl einsehn können, wie reizend, wie anziehend dieser Sammelplatz von Gelehrten seyn mußte. Ich für meine Person hütete mein Plätzchen, ohne weder zu dreist, noch zu blöde zu seyn; ich war aufgeräumt, ungezwungen, selbst etwas freimüthig, von allen gern gesehn, geliebt von denen, die ich am meisten schätzte, die ich selbst am meisten liebte. Was Madame Geoffrin anbetraf, so wohnte ich zwar bei ihr, aber ohne deswegen in ihrer Gunst einer der ersten zu seyn. Zwar wußte sie mir es gern Dank, daß ich, wenn mich die Reihe traf, und manchmal ziemlich oft sogar, unsere Diners, unsere Unterhaltungen, bald mit kleinen Erzählungen, bald mit Scherzen, die ihrem Geschmack angepaßt waren, nach Vermögen gut zu würzen suchte, allein in Hinsicht meines persönlichen Benehmens hatte ich nicht Gefälligkeit genug, sie um Rath zu fragen, ihren Rathschlägen zu folgen, und sie ihrerseits war in Bezug auf meine Lebensklugheit nicht

hinlänglich gegen die Unruhen gesichert, die ihr bisweilen aus der Unvorsichtigkeit ihrer Freunde entstanden. So war sie gegen mich auf den Ton der Güte, aber einer sorgsamen und mißtrauischen Güte gestimmt; ich spielte dagegen den Zurückhaltenden, und suchte ihr gefällig zu seyn, ohne deshalb mich beherrschen lassen zu wollen.

Nichtsdestoweniger sah sie, daß ich mit allen ihren Gästen gut auskam; des Montags ward ich beim Diner so gern gesehn, als unter den Gelehrten des Mittwochs. Die Künstler liebten mich, da ich zu gleicher Zeit lehrbegierig und der Belehrung empfänglich war, da ich immer nur von dem mit ihnen sprach, was sie besser wußten, als ich. In Versailles waren unter meinem Zimmer, was ich noch nicht erzählt habe, der Saal für die Gemälde, die nach und nach den Pallast ausschmükken sollten, und fast alle von den größten Meistern waren. Eine Morgenpromenade in diesem Saale gehörte mit zu meinen Erholungen; ich brachte ganze Stunden mit dem würdigen Hüter dieses Schatzes, dem braven Portail zu, um über die Manier, das Eigne der verschiedenen italiänischen Schulen, den unterscheidenden Charakter der größten Künstler zu plaudern. In den Gärten daselbst hatte ich einige Begriffe über Vergleichung alter und neuer Bildhauerkunst erworben, und alle diese Vorbereitungsstudien setzten mich nun in den Stand, mit unsern Gästen zu sprechen. Ich ließ ihnen den Vorzug, das Vergnügen, mich zu belehren; und in ihren Augen schien es meinerseits

ein Verdienst, daß ich an ihrem Unterrichte Wohlgefallen fand. Ich hütete mich denn auch wohl, andere wissenschaftliche Kenntnisse auszukramen, als solche, welche Künstler interessiren konnten. Ohne Mühe merkte ich, daß sie fast alle, bei natürlichen Anlagen, doch ohne Unterricht und Bildung geblieben waren. Der gute Karl Vanloo besaß in hohem Grade alle Talente, die ein Maler, ohne Genie zu haben, zeigen kann, allein es fehlte ihm an Schwung, an Begeisterung; um diesen Mangel zu ersetzen, gab er sich etwas mit dem ab, was die Einbildungskraft mit großen Gegenständen, großen Gedanken erfüllen kann. Vernet war bewundernswürdig in der Kunst, das Wasser, Luft, Licht, das Spiel der Elemente zu malen, und lebhaft schwebten seiner Seele alle die Muster dieser malerischen Komposizionen vor, aber außer seiner Sphäre war er bei ziemlichen Frohsinn ein ganz gemeiner Mensch. Soufflot zeigte sich als einen verständigen, in seinem Benehmen sehr vorsichtigen, geschickten, gelehrten Baumeister, aber sein ganzer Ideenvorrath war auch in dem Umkreis seines Cirkels eingeschlossen. Boucher hatte viel Feuer der Einbildungskraft, aber nur wenig wahren, noch weniger edeln Ausdruck. Die Grazien hatten sich ihm nie in ihrem wahren Lichte gezeigt, seine Venus, seine Jungfrau waren nach Coulissennymphen gemalt, seine Sprache erinnerte, wie seine Gemälde, an die Sitten seiner Muster, und hallte den Ton seiner Werkstätte nach. Der Bildhauer Lemoine nahm

durch die bescheidene Einfachheit, die Begleiterin seines Genies, ein, doch über seine Kunst, die er so gut verstand, sprach er wenig und auf die Lobsprüche, die man ihm machte, antwortete er kaum — gewiß eine rührende Schüchternheit bei einem Manne, dessen Blick ganz Feuer, ganz Seele war. Latour hatte viel Enthusiasmus und wandte ihn zur Abbildung der Philosophen seines Zeitalters an. Inzwischen war sein Gehirn schon von Moral und Politik verwirrt, über welche er trefflich mitsprechen zu können glaubte. Er fand sich erniedrigt, wenn man mit ihm von Malerei sprach. Von ihm, Kinder, habt ihr eine Skizze zu meinem Portrait; das war der Preis der Gefälligkeit, mit der ihm ich zuhörte, wenn er das Schicksal Europas anordnete. Bei den andern belehrte ich mich über Gegenstände ihrer Kunst, und so hatten diese Künstlermahlzeiten für mich das doppelte Interesse des Vergnügens und der Belehrung.

Unter den Liebhabern, die sich bei diesen Diners mit einfanden, waren denn auch einige sehr gründlich Unterrichtete. Mit diesen konnte ich ohne Mühe den Gegenstand der Unterhaltung wechseln und die letzere beleben, wenn sie matt werden wollte. Man schien denn auch mit meiner Art zu plaudern ziemlich zufrieden. Ein einziger verrieth kein Wohlwollen gegen mich; in seiner kalten Höflichkeit sah ich sogar das Streben, mich entfernt zu halten. Es war der Graf de Caylus.

Ich könnte nicht sagen, wer von uns zuerst den andern gegen sich eingenommen hatte: allein

kaum hatte ich seinen Charakter durchschaut, als ich gegen ihn eben so viel Widerwillen fühlte, wie er gegen mich. Die Mühe, dem nachzuspüren, was mich ihm mißfallen machte, hab ich mir nie gegeben, wohl aber weiß ich, was ich an ihm nicht leiden konnte. Es war die Wichtigkeit, die er sich für das Verdienst des unbedeutendsten, des winzigsten Talents gab; der Werth, den er auf seine kleinlichen Untersuchungen, seine antiken Tändeleyen legte, die Art von Herrschaft, die er sich über Künstler anmaßte, die er mißbrauchte, da er mittelmäßige Talente begünstigte, wenn sie ihm den Hof machten, und alle unterdrückte, die, stolz auf eigne Kraft, sich nicht um seinen Schutz bewarben, war endlich seine sehr ausgesuchte, recht gut berechnete Eitelkeit, sein barscher, befehlshaberischer Stolz, den er unter rohen einfachen Formen verhüllte. Unterwürfig und ängstlich bei Männern, von denen der Künstler abhing, wußte er sich bei jenen Zutrauen zu erwerben, deren Einfluß die letztern fürchten mußten. Er ging gelehrte Leute an, ließ sich von ihnen Aufsätze über die Spielereien machen, die ihm Antikenkrämer verkauften, veranstaltete von solchen Lappalien, die er für Antiken ausgab, eine glänzende Sammlung, setzte Preise über Isis und Osiris aus, um das Ansehn zu haben, als sey er selbst in ihre Mysterien eingeweiht und schob sich durch solche gelehrte Charlatanerien in die Akademien hinein, ohne weder Latein noch Griechisch zu verstehen. Er hatte es so oft gesagt, durch seine Lobredner so oft sa-

gen lassen, er sey in der Architektur der Widerhersteller des einfachen Styls, der einfachen Formen, des einfachen Schönen, daß ihm die Unwissenden es glaubten, und durch seine Verbindungen mit den Dilettanti ließ er sich in Italien und in ganz Europa als das Orakel für die schönen Künste ausposaunen. Ich hatte also gegen ihn die natürliche Antipathie, die einfache, wahrliebende Männer gegen Charlatane stets empfinden.

Wenn das Künstler- oder Gelehrten-Diner vorbei war, so brachte ich dann noch mit Madame Groffrin den Abend in einer vertraulichern Gesellschaft zu. Ich genoß nämlich die Vergünstigung, ihren kleinen Soupers beiwohnen zu dürfen. Für den Gaumen war hier nur mäßig gesorgt und gewöhnlich bestand der Küchenzettel in einem Huhn, Spinat, einem Eierkuchen. Die Gesellschaft war nicht zahlreich, höchstens nahmen fünf oder sechs ihrer nähern Freunde, oder etwa vier Herren und Damen des ersten Ranges Antheil, die nach ihrem Geschmacke gewählt waren und sich wechselsweise hier gern beisammen fanden. Wie klein indessen der Cirkel seyn mochte, Bernard und ich waren gewiß dabei. Ein einziger Cirkel hatte Bernard ausgeschlossen und nur mich mit zugelassen. Drei Damen und ein einziger Mann machten damals das Ganze aus. Die erstern, ziemlich den drei Göttinnen auf dem Ida gleich, waren die schöne Gräfin de Brionne, die schöne Marquise de Duras und die hübsche Gräfin d' Egmont. Ihr Paris

war der Prinz Ludwig von Rohan. Damals gab er indessen wahrscheinlich der Minerva den Apfel, denn die Venus des Soupers war, meinem Bedünken nach, die verführerische, reizende d'Egmont. Sie war die Tochter des Marschalls de Richelieu, und hatte alle Lebhaftigkeit, den Geist, das Angenehme ihres Vaters, aber auch, wie man sagte, seine Unbeständigkeit und seinen Hang zu Ausschweifungen, wovon indessen weder ich, noch Madame Geoffrin Notiz zu nehmen schienen. Die junge Marquise de Duras zeigte sich eben so bescheiden, als jene munter und artig war; durch edlen Ernst, durch eine Schönheit, der nur ein niedlicher und schlanker Wuchs fehlte, erinnerte sie an Juno. Wenn die Gräfin de Brionne nicht Venus selbst war, so lag es gewiß nicht daran, daß ihr regelmäßiger Wuchs, ihre regelmäßigen Züge nicht alles in sich vereinigt hatten, was gerade dem Begriff des Ideals der Schönheit selbst entspricht. Alle Reize besaß sie; nur einer mangelte, ohne welchen keine Venus in der Welt ist, und gerade diesen besaß die d'Egmont in außerordentlichstem Grade; es war das Schmachtende, Wollust Athmende. Der Prinz von Rohan war jung, flatterhaft, leichtfertig, unbesonnen, ein guter Junge, dann und wann hatte er Anwandlungen hochmüthiger Laune, wenn die Vorzüge seines Ranges mit Nebenbuhlern ins Gedränge kamen, aber vergnügt und vertraulich gegen Gelehrte, die, wie ich, unbefangen und anspruchlos waren.

Man glaubt es gewiß, daß meine Eigenliebe alles aufbot, mich bei diesen kleinen Soupers angenehm und liebenswürdig zu machen. Meine neuen Erzählungen, die ich damals machte, wovon jene Damen die Erstlinge kosteten, waren immer vor oder nach dem Essen eine unterhaltende Lektüre. Man bestellte sich im voraus, um sie anzuhören, und wenn das kleine Souper durch einen Zufall hier einmal ausblieb, so fand es sogleich bei Madame de Brionne statt. Offen bekenne ich es, daß mir kein Beifall schmeichelhafter war, als den meine Vorlesungen in diesem kleinen Zirkel fanden, wo Witz, Geschmack, Schönheit und alle Grazien mich richteten, oder vielmehr mit Beifall bekränzten. In meinen Gemälden, in meinen Dialogen, war kein nur in etwas zarter und feiner Zug, den man nicht lebhaft empfunden hätte; das Vergnügen, das ich gewährte, schien an Entzücken zu gränzen. Was mich dabei am meisten freute, war, in den schönsten Augen von der Welt bei den kleinen rührenden Scenen, wo ich die Natur oder Liebe seufzen ließ, Thränen hervorquellen zu sehen. Nichtsdestoweniger fühlte ich, troß der Schonung einer übermäßigen Höflichkeit, recht gut die matten, frostigen Stellen, bei denen man schwieg, und die, wo ich den Ausdruck, den Ton der Natur, die richtige Schattirung der Wahrheit verfehlt hatte. Da machte ich denn eine Bemerkung, um es gelegentlich zu verbessern.

Nach der Schilderung, die ich von der Gesellschaft der Madame Geoffrin gemacht habe, sollte

man ohne Zweifel meinen, daß sie mir jede andere hätte ersetzen können; allein ich hatte noch in Paris alte und gute Freunde, die mich gern wieder sahen, mit denen ich gern wieder zusammen kam. Madame Harenc, Madame Desfourniels, Demoiselle Clairon, und vorzüglich Madame d'Herouville hatten das Recht, meine angenehmsten Augenblicke zu theilen. Außerdem hatte ich noch einige neue Freunde, die allerliebste Gesellschafter waren, bekommen, und die Intendanten der Menus-plaisirs durften denn doch auch nicht vernachlässigt werden.

Ueberdieß beobachtete ich wohl, daß man, um in den Augen der Madame Geoffrin den eigentlichen Werth zu behalten, zwischen Zudringlichkeit und Vernachlässigung einen Mittelweg einschlagen, und bei ihr weder durch jene zu Ueberdruß, noch durch diese zu Klagen Anlaß geben, nicht die ihr schuldige Aufmerksamkeit versäumen, aber auch darin nicht zu viel thun dürfe. Zudringlichkeit beklemmte sie. Selbst die liebenswürdigste Gesellschaft war ihr nur zu bestimmten Stunden, wenn es ihr gelegen war, willkommen. Unmerklich behielt ich mir das Verdienst vor, ihr kleine Opfer bringen zu können; wenn ich von meinen gesellschaftlichen Verhältnissen sprach, so gab ich ihr ganz hingeworfen zu verstehen, daß ich die Zeit, die mir bei ihr verstrich, auch anderwärts sehr angenehm zubringen könne. So wohnte ich nun zehn Jahre in ihrem Hause; und ohne ihr eine zärtliche Freundschaft abgewinnen zu können, blieb mir doch immer ihre Hochachtung, ihre Güte, und bis sie

der Schlag rührte, war ich mit andern Gelehrten stets ihr Freund, ihr Gast.

Doch ich darf nichts verschweigen. Der Gesellschaft der Madame Geoffrin fehlte ein Vorzug, aus dem ich gerade das Meiste machte, — die Freiheit des Denkens. Mit ihrem sanften: „Nun ist's gut!" hielt sie unsere Gedanken wie am Gängelbande, und ich war bei Diners, wo man es bequemer hatte.

Das ungezwungenste, oder vielmehr das ausgelassenste von diesen allen war das, das jede Woche ein Generalpächter, Pelletier, acht oder zehn unverheiratheten Leuten gab, die alle für Freunde der Freude galten. Die tollsten Köpfe dabei waren Collé und Crebillon der Sohn. Da prallten Schlag auf Schlag die witzigsten Scherze gegen einander; in ihre Streitigkeiten mischte sich ein, wer nur wollte. Alle persönliche Anzüglichkeit war ausgeschlossen, und nur die Eigenliebe der Schöngeisterei war dem Angriffe Preis gegeben, aber da galt denn auch keine Schonung, jeder mußte die Eigenliebe ablegen und aufopfern, wenn man den Kampfplatz betrat. Collé glänzte hier über alle Beschreibung, und Crebillon sein Gegner besaß vorzüglich die Kunst, ihn immer durch neue Neckereien anzufeuern. Müde, nur den müßigen Zuschauer abzugeben, wagte ich mich bisweilen selbst auf meine Gefahr und Kosten in den Kampf; und empfing denn ein wenig derb die Warnung, bescheidener zu seyn. Manchmal ließ sich ein gewisser Monticourt in den Streit ein, er wußte

fein und gut zu scherzen, und war, wie man es damals zu nennen pflegte, ein Persifleur der ersten Größe. Literarische Eitelkeit, die er mit seiner spaßhaften Lauge angriff, gab uns bei ihm keine Blöße, keinen Angriffspunkt, da er sich selbst von jedem Talente entblößt erklärte, und so sich gegen Kritik unverwundbar gemacht hatte. Ich verglich ihn nur mit einer Katze, die, auf dem Rücken liegend, die Pfoten in die Höhe kehrt, und nichts als ihre Klauen zeigte. Die übrigen Gäste lachten über unsere Klopffechterei, und die Freude war ihnen vergönnt. Legte die Munterkeit, des Spottens müde, die Waffen der Kritik nieder, so überließ sich jeder um die Wette der harmlosen Fröhlichkeit, nur Bernard, der auch zu diesem Cirkel gehörte, blieb allein immer ernsthaft.

Der Charakter Bernard's machte mit seinem Rufe gewiß einen sonderbaren Kontrast. Seine Gedichte hatten ihm in seiner Jugend gar wohl den Beinamen des Artigen erwerben können, allein, da ich ihn kennen lernte, war er nichts weniger, als dies. Bei den Weibern zeigte er nichts, als eine zu verbrauchte Galanterie; und hatte er dieser gesagt, sie sey frisch, wie Hebe, jener, sie habe den Teint der Flora, der dritten, sie lächle wie eine Grazie, oder habe die Taille einer Nymphe, so hatte er sich ausgeredet. Ich sah ihn zu Choisy am Rosenfeste, das er hier alle Jahre in einer Art von kleinen Tempel feierte, den er mit Opernvorhängen aufgestutzt und an diesem Tage mit so viel Rosenkränzen behängt hatte, daß uns davon der Kopf

ganz benommen war. Beim Souper an diesem Feste glaubten die Damen alle Göttinnen des Frühlings zu seyn. Bernard war der Oberpriester; wirklich mußte das für ihn der Augenblick der Begeisterung seyn, wenn er deren nur im mindesten fähig war, allein auch da entschlüpfte ihm kein Scherz, da war kein munterer Einfall, kein Ausbruch der Freude, etwas lebhaftere Artigkeit zu verspüren; er blieb nur höflich kalt. Unter Gelehrten, wenn sie auch noch so munter waren, zeigte er sich eben so; bei unsern ernsthaften philosophischen Unterhaltungen war niemand trockner, unfruchtbarer, als er; seine ganze Literatur blieb bei der Oberfläche und äußern Schale stehen; er wußte nichts, als seinen Ovid. Demnach mußte er bei allem, was über seinen Ideenkreis hinausging, schweigen; er hatte nie eine Meinung, und kein Mensch wußte wohl, was Bernard's Gedanken über einen Gegenstand von Bedeutung waren. Er lebte und zehrte, wie man sagte, von dem Rufe seiner verliebten Gedichte fort, die er zu klug war, öffentlich zu verbreiten. Wurden sie gedruckt, so sahen wir ihr Loos schon voraus. Wir wußten, daß sie kalt waren; besonders für ein Gedicht, über die Kunst zu lieben, ein unverzeihlicher Fehler. Indessen war das Wohlwollen, das uns seine Zurückhaltung, seine Bescheidenheit, seine Artigkeit einflößte, so groß, daß keiner dies unangenehme Geheimniß verbreitete, so lange Bernard lebte. Ich kehre zum Diner zurück, wo Collé einen ihm so ganz entgegengesetzten Charakter entwickelte.

Wohl nie war der Rausch der Lustigkeit von einer so anhaltenden, einer so fruchtbaren Innigkeit, wie bei ihm; ich könnte nicht sagen, worüber wir so viel lachten, aber das weiß ich wohl, er machte uns bei jeder Gelegenheit so zu lachen, daß uns die Thränen in die Augen traten. In seinem Kopfe wurde, wenn er einmal aufgeregt war, alles komisch, alles spaßhaft. Freilich setzte er manchmal das Wohlanständige aus den Augen, indessen bei diesem Diner wurde darauf eben nicht sehr streng gesehn.

Ein sehr sonderbarer Zufall zerstörte diese lustige Gesellschaft. Pelletier verliebte sich in eine Abenteuerin, die ihn glauben machte, sie sey eine Tochter Ludwig's XV. Alle Sonntage ging sie nach Versailles, um da, wie sie sagte, ihre Schwestern zu besuchen, und brachte dann immer ein kleines Geschenk, bald einen Ring, ein Etui, eine Uhr, eine Dose mit dem Portrait einer dieser Damen mit. Pelletier hatte Kopf, aber er war leichtsinnig und unselbstständig; alles das glaubte er, und heirathete die Zigeunerin sehr geheimnißvoll. Nun, das kann man sich denken, stand uns das Haus nicht mehr an, bald darauf erkannte er seinen Irrthum, und die beschämende Thorheit, die er begangen hatte; er wurde darüber wahnsinnig und starb in Charenton.

Eine anständigere und liebenswürdige Ungezwungenheit, eine weniger ausgelassene, obwohl ziemlich lebhafte Fröhlichkeit herrschte bei den Soupers der Madame Filleul, wo die junge Gräfin

de Seran in allem Glanze ihrer sich bildenden Schönheit und ihrer natürlichen Munterkeit strahlte. Hier strebte niemand, sich von Seiten des Kopfes zu zeigen, das war der geringste Kummer der Wirthin und ihrer Gäste, und demohngeachtet gab es hier unendlich viel Geist und Witz von der natürlichen und feinsten Art. Bevor ich indessen das Angenehme dieser Gesellschaft schildere, lasse man mich von einer andern sprechen, deren Reize mir bald zu theuer zu stehn kamen, um sie je aus meinem Gedächtnisse verlieren zu können. Hört, Kinder, wie durch eine Verkettung von Umständen, die der Zufall zusammenreihte, eine der merkwürdigsten Epochen meines Lebens herbeigeführt war.

Ich fand in der Gesellschaft der Madame Filleul Cury wieder. Er war unglücklich, und darum liebte ich ihn nun noch mehr. Daß er mir während seiner glücklichen Umstände viel Wohlwollen bezeigte, habe ich bereits gesagt. Erst ganz kürzlich war ich eingeladen worden, mit ihm und einigen seiner vertrauten Freunde einige schöne Tage in Chenevière, seinem Landhause bei Andresis, zuzubringen, wo er ein Jagdrevier hatte. Hier war es, wo ich beim Anblick einer romantischen Strohhütte mein Alpenmädchen dichtete. Glücklicher Augenblick der Ruhe und Zufriedenheit, warum mußte dir so bald ein furchtbarer Sturm folgen. Alles machte den Jäger, nur ich nicht. Doch folgte ich der Jagd, und auf einer Insel in der Seine, wo sie statt fand, träumte ich, am Fuße einer Weide sitzend, auf den Alpen zu seyn, über-

dachte, den Bleistift in der Hand, meine Erzählung und wartete auf die Mahlzeit der Jäger. Der helle und rauschende Fluß hatte bei mir nach ihrer Rückkehr die Stelle der Bewegung vertreten und mir einen so heftigen Appetit, wie ihnen, gemacht.

Des Abends bot die Tafel bedeckt mit Wildpret, das sie erlegt hatten, und den Flaschen eines herrlichen Weines, einen freien Tummelplatz für Freude und Frohsinn an. Das waren für Cury die letzten Liebkosungen, das trügerische Lebensöhl des ungetreuen Glücks.

Hinc apicem rapax
Fortuna cum stridore acuo
Sustulit.

Eine kleine Leichtfertigkeit, die er sich im Theater von Fontainebleau erlaubte, er machte die Hofkavaliere in einem Prologe seiner Art lächerlich — hatte ihm diese abwendig gemacht. Erst stellten sie sich als müßten sie selbst über seinem Spaß lachen, dann aber rächten sie sich dadurch an ihm, daß sie ihn nöthigten, seine Stelle als Intendant der Menus-plaisirs aufzugeben. Der dümmste, eitelste, und hitzigste darunter war der Herzog von Aumont. Er setzte sichs nun einmal in den Kopf, Cury zu stürzen. Wirklich war er auch von dessen Fall die Hauptursache und that sich darauf sehr viel zu Gute. Schon dies allein hätte mir gegen ihn Abscheu einflößen können, allein ich bekam noch Anlaß, persönlich über ihn klagen zu müssen.

Madame de Pompadour hatte verlangt, daß

Rotrous Wenzeslaus von den rauhen Sitten, der rauhen Sprache gereinigt würde, die dieses Stück verunstalteten. Ihr zugefallen hatte ich diese undankbare Arbeit übernommen, die Schauspieler selbst fanden meine Verbesserungen gut, das Trauerspiel war von ihnen gelernt, und probirt, um auf der Bühne in Versailles gegeben zu werden. Allein le Kain haßte mich *). Er schien also meine Veränderungen zwar anzunehmen, allein ohne mein Wissen spielte er mir den verrätherischen Streich, seine Rolle, wie sie vorher gewesen war, zu geben. Alle seine Collegen wurden darüber verwirrt, jeden Augenblick fehlten ihnen die Stichwörter und so ging jede Wirkung des Stücks verloren. Ich klagte darüber laut, wie über eine unerhörte Bosheit und Insolenz. Die Streitigkeiten, die das unter den Schauspielern veranlaßte, warfen auch auf mich ein nachtheiliges Licht und so wurde denn das Publikum von mir über le Kains Benehmen im Merkur unterrichtet, die Gerüchte, die seine Kabale verbreitete, widerlegt, bis mir der Herzog d' Aumont, der sie begünstigte, Stillschweigen auflegte. Ich hatte also wohl einige Ursache, ihm gram zu seyn.

Cury hatte in seinem Unglücke einige seiner Collegen von den Menus-plaisirs zu Freunden behalten. Einer von ihnen, mit dem ich vorzüglich in genauer Verbindung stand, Gagny, ein Liebhaber der Malerei und französischen Musik,

*) S. T. VI. des oeuvres completes. p. 321.

besuchte fleissiger, als einer, die Oper und liebte ein Mädchen, die bei diesem Theater eine Anstellung suchte und wünschte, daß sie gleich in den der großen Rollen des Lully auftreten, und zwar mit der Rolle Oriane debutiren möchte. Cury und einige Liebhaber wurden eingeladen, auf seinem Landhause de Garges bei ihm die Weinachtsfeiertage zuzubringen, seine neue Oriane zu hören und ihr einigen Unterricht zu geben. Man bemerke, daß Loferte, Intendant der Menus-plaisirs, und seine Gebieterin, die schöne Rosetti, an dieser Lustbarkeit Theil nahmen. Eine gute Mahlzeit, herrlicher Wein, der freundliche Wirth ließen die Stimme der St. Hilaire bewundernswürdig finden. Sagny glaubte die le Maure zu hören und in unserm Halbrausche waren wir denn alle seiner Meinung.

Alles ging unübertrefflich ab, als Cury eines Morgens einen schrecklichen Anfall seines Podagras bekam. Ich eilte geschwind zu ihm herunter. Er war am Kamin, die Beine in Küssen eingehüllt, kritzelte etwas auf dem Knie und lachte wie ein Satyr, dem er in jedem Zuge ähnlich war. Ich wollte mit ihm von seinem Podagra sprechen, er winkte mir, zu schweigen, und mit gekrümmter Hand schrieb er vollends aus. „Sie haben viel ausgestanden," sagt ich jetzt, „nur gut, daß jetzt das Uebel nachgelassen hat." — „Ich leide noch," versetzte er, „aber darum lach' ich doch nicht weniger. Sie werdens auch. Sie wissen doch, wie wüthend mich der Herzog d'Aumont verfolgt hat? Nun, ich denke, es wäre nicht zu viel, sich an

ihm durch eine kleine Bosheit zu rächen. Darüber habe ich die Nacht trotz meines Podagras gebrütet".

Er hatte schon gegen dreißig Verse von der berühmten Parodie des Cinna gemacht, die er mir vorlas. Ich muß gestehen, daß ich sie witzig fand und ihn bat fortzufahren. „Nun, so lassen Sie mich arbeiten, sagte er. Ich bin einmal im Fluße." — Als die Glocke zur Tafel rief, fand ich ihn wieder; er war in Pelz vermummt, hinkend die Treppe herunter gekrochen; und bevor die Gäste alle zusammen waren, las er dem la Ferté und der Rosetti die Verse vor, die ich früh gehört hatte, und noch einige dazu gefertigte. Ich behielt sie, bei diesem zweiten Vorlesen, recht gut vom Anfang bis zum Ende, da mich noch überdieß die Corneilleschen darin parodirten unterstützten, die ich schon auswendig wußte. Den folgenden Morgen fuhr Cury fort; ich wußte immer darum und bei der Rückkehr nach Paris nahm mein Gedächtniß wohl ein funfzig Verse mit.

Der Ball wurde, das weiß ich, bei seinem Rollen durch die Welt größer und darum stehe hier das, was, meinem Urtheil nach, allein von Curys Hand ist, sey darum noch bemerkt, daß in seinen Versen nicht eine Injurie war, während ich die größten Anzüglichkeiten in den ungetreuen Kopien fand, die davon so zahlreich gemacht wurden.

Man hatte in den letztern zwar die Idee der Parodie im Ganzen aufgefaßt, aber die einzelnen

Theile waren fast alle entstellt und verpfuscht. Mehrere Stellen, die sich Corneilles Versen nicht genau anschmiegten, waren sogar den Abschreibern ganz entgangen. Z. B. beim Nachstümpern der Art zu votiren, um welcher willen d'Argental den Namen des Fliegenschnappers davon trug, hatten sie wohl eine Menge sinnleerer Worte an einander gereiht, aber in diesen Worten war keine der Feinheit, kein Zug von Aehnlichkeit mit der Stelle der ächten Parodie, wo d' Argental also stimmte:

Ja meine Meinung wäre.... gleichwohl scheint mir doch
Man kann.... Sie müssen wohl.... was zittre ich noch?
Am Ende sehn Sie wohl; wozu noch Rücksicht nehmen?
Mein kalter Eifer lebt nur in Extremen.
Doch die Theaterzunft; ja selbst die Dichter
(So ziemlich einerley Gelichter)....
Was soll ich Ihnen sagen? nichts! mir dăucht
Das sicherste, das klügste Theil... wie leicht..
Nur darum schwanke ich! Ihro Gnaden wissen,
Daß, um unwiderruflich zu beschließen,
Sich meine Excellenz viel Zeit nimmt hin und her
Berathschlagt, überlegt, und grübelt! aber wer
Kann besser als Le Kain Sie leiten?
Ich weiß, sein Scharfblick dringt nach allen Seiten
Und nichts entschlüpft ihm? Gründlich überführt
Hat er Sie schon; mich selbst — ich sag es frey — gerührt.
Und doch behaupt ich, daß es Fälle giebt
Wo man, was man nicht sieht, zu sehn beliebt.
So stimm' ich, Ihro Gnaden; seys gewagt!
Nun prüfen Sie, was Dero Genius sagt;
Denn Sie betrift die Sache —

So war ungefähr der Styl, der Ton von Cury. Alle, die ihn kannten, wissen das so gut

wie ich, und wenn der Herzog d'Aumont zu seinen Vertrauten sagt:

Durch Euren Rath allein glänz ich als Direktör
Des Schauspiels, oder bleib' ein simpler Duc und Pair.

wenn er dem d'Argental antwortet und seine Beredsamkeit bewundert:

Ihr schweigt; das heißt für Euch mehr als zu viel gesagt,
Denn immer sagt Ihr mehr, als Ihr zu denken wagt.

so möchte ich den sehen, der, nach täglichem Umgange mit Cury, ihn nicht hier in diesen spöttischen Zügen wiederfänd. Schon in früher Jugend kündigte sich diese Anlage seines Geistes durch einen bemerkungswerthen und bekannten Zug an.

Seine Mutter stand in sehr genauer Verbindung mit Herrn Poultier, Intendanten zu Lyon. Eines Tages speiste sie bei ihm im größten Staate; ihr Sohn war mit dabei, und hatte neben der Intendantin Platz genommen, während seine Mutter neben Herrn Poultier saß. Eine bei diesem noch nicht gesehene Tabatiere, die er vorzeigte, zog die Augen aller Gäste auf sich. „Sie komme," sagte er, „von einer ihm sehr theuern Hand."

„Ist's Ihre, Madam? oder wohl von meiner Mutter
Hand?"

fragte der junge Cury, indem ersich an die Intendantin wandte. Einer der Gäste, der eine Probe von seiner Gelehrsamkeit ablegen wollte, bemerkte, der Vers sey aus der Rodogune. Nein, sagte Poultier, es ist aus dem Unbesonnenen. Das hieß doch mit recht viel Witz eine unüberlegte und impertinente Frage abfertigen.

Mehrere solche Züge hatte Cury wegen seines Talents zu seinen Anspielungen überall berühmt gemacht. Glücklicherweise vergaß man es.

Den Kopf ganz mit seiner Parodie voll, kam ich in Paris bei Madame Geoffrin an, und schon den Tag darauf hörte ich hier davon sprechen. Man führte die zwei erstern Verse an.

Ein Jeder weiche, fest verschlossen sey die Thür!
Es bleibe nur le Kain mit d'Argental bei mir.

Das machte mich denn glauben, das Ganze sey bekannt und lächelnd sagte ich: „Wie, wissen Sie weiter nichts!" Nun dringt man in mich, alles zu sagen, was ich davon weiß. Es sind ja, meint man, nur rechtliche Leute hier; und Madame Geoffrin verbürgt sich selbst für die Verschwiegenheit des kleinen freundschaftlichen Cirkels. So geb ich nach und recitire, was ich weiß; den folgenden Morgen nennt man mich beim Herzog d'Aumont als den Verfasser der Satyre und dieser sagt dasselbe nun dem König.

Ich bin ruhig in der Opernprobe der Amadis, um unsere Oriane zu hören, als man mir hinterbringt, ganz Versailles sey gegen mich in Aufruhr, man beschuldige mich, der Verfasser einer Satyre auf den Herzog d'Aumont zu seyn, der erste Adel rufe um Rache gegen mich und der Herzog de Choiseul stehe an der Spitze meiner Feinde.

Ich eile augenblicklich nach Hause und schreibe an den Herzog d'Aumont: er könne versichert seyn, die mir zugeschriebenen Verse seyen nicht von mir;

ich habe noch auf Niemanden eine Satyre gemacht und würde also gewiß bei ihm nicht angefangen haben. Hierbei sollte ich es bewenden lassen. Allein während des Schreibens fiel es mir ein, daß er mir bei Gelegenheit des Wenzeslaus und der damals verbreiteten Lügen selbst geschrieben hatte, man müsse solche Dinge verachten; sie blieben schon so liegen, wenn man sie nicht selbst aufstörte. Ich fand es sehr natürlich, der Sache sehr angemessen, ihm seine Maxime zurück zu geben, und das war denn nun ein dummer Streich von mir. Mein Brief galt nur für eine neue Beleidigung; der Herzog bewies damit dem König, das sey ein Nachhall der Satyre. Hieß es nicht, mich selbst anklagen, da ich die letztere ableugnete und mich doch über ihn lustig machte? Mein Brief schürte so seinen Zorn und den des ganzen Hofes noch mehr an. Ich eilte demohngeachtet sogleich nach Versailles und schrieb nach meiner Ankunft dem Herzog de Choiseul:

Durchlauchtigster Herr!

Sie leihen, sagt man mir, Ihr Ohr der Stimme, die mich anklagt, die ungestüm meinen Untergang fordert. Mächtig sind Sie, aber auch gerecht; ich bin unglücklich, aber unschuldig. Ich bitte, hören Sie mich und urtheilen Sie dann. Ich bin &c.

Der Herzog schrieb, als Antwort, unter das Billet: In einer halben Stunde und schickte es mir zurück. In einer halben Stunde eilte ich in sein Hotel und wurde vorgelassen.

„Sie verlangen, ich soll Sie hören," sagte er, „nun gut, was haben Sie mir zu sagen?" — „Daß ich nichts gethan habe, was die kalte Aufnahme verdient, die ich bei Ihnen mit Schrecken finde, bei Ihnen finde, dessen edle, gefühlvolle Seele noch nie in der Demüthigung eines Unglücklichen Freude fand." — „Ja, Marmontel, wie soll ich Sie denn nach der strafwürdigen Satyre empfangen, die Sie so eben auf den Herzog d'Aumont gemacht haben?" — „Ich habe sie nicht gemacht; das hab' ich ihm selbst geschrieben." — „Richtig, und ihn in Ihrem Briefe auf's neue beleidigt, da Sie ihn mit seinen Worten an den Rath erinnern, den er Ihnen gab." — „Der Rath ist sehr weise; ich glaubte, es sey mir erlaubt, ihn daran zu erinnern, und hatte dabei kein Arges." — „So war es demohngeachtet eine Unverschämtheit; erlauben Sie, daß ich das sage." — „Ich habe dies gefühlt, als der Brief fort war." — „Er ist sehr empfindlich darüber, und hat Grund dazu." — „Ja, darin habe ich Unrecht, ich mache mir den Vorwurf, die ihm gebührende Ehrfurcht vergessen zu haben. Ist denn aber d i e s in Ihren Augen ein Verbrechen?" — „Nein, aber die Parodie?" — — „Die Parodie ist nicht von mir; ich versichere es Ihnen als ehrlicher Mann." — „Haben Sie sie nicht recitirt?" — „So viel ich davon weiß, in einer Gesellschaft, wo jeder sagt, was er will. Indessen ließ ich keine Abschrift nehmen, so gern man dies w ollte." — „Und doch läuft diese überall her-

um?" — „Sie ist von einem andern!" — „Und woher haben Sie sie denn?" Ich schwieg. „Sie werden für den ersten ausgegeben, der sie recitirte und so hersagte, daß man in Ihnen den Verfasser enträthselte." — „Als ich davon das, was ich wußte, mittheilte, hatte man schon darüber gesprochen und die ersten Verse angeführt. Die Art, wie ich recitirte, würde auch beweisen, daß ich den Misanthropen, den Tartüffe, ja selbst den Cinna verfertigt habe, denn ich glaube das alles so gut zu lesen, als ob ich der Verfasser wäre." — „Nun denn, wo haben Sie die Parodie her? Das müssen Sie sagen." — „Mit Ihrer Erlaubniß, das muß ich nicht sagen und werde es nicht sagen." — „Ich wette, Sie haben sie von dem Verfasser." — „Gut, wenn ich sie von ihm hätte, sollte ich ihn nennen?" — „Nun, wie soll man es sonst glauben, daß Sie es nicht sind? Aller Schein ist gegen Sie. Sie sind gegen den Herzog d'Aumont eingenommen, die Ursache davon ist bekannt; Sie wollten sich rächen, machten diese Satyre, fanden sie hübsch und recitirten sie. So sagt man, so glaubt man, so glaubt man mit Recht. Was antworten Sie darauf?" — „Ich antworte, daß sich ein Thor, ein Dummkopf, ein feiger Bösewicht so betragen würde, und der Verfasser dieser Parodie nichts von dem allen ist. Wie, Ihro Durchlaucht, der Verfasser sollte so einfältig, so unklug, so unbesonnen toll gewesen seyn, sie so, ohne ein Geheimniß daraus zu machen, selbst in einer Gesellschaft vorzutragen? Nein, er würde seine Hand

verstellt, ein Dutzend Kopieen an die Schauspieler, Musketiere und unzufriednen Schriftsteller vertheilt haben. Ich kenne so gut, wie einer, diese Art anonym zu bleiben. Wäre ich der Schuldige, ich würde mich gewiß damit zu verbergen gesucht haben. Belieben Sie also, sich selbst zu sagen: Marmontel hat vor zehn Personen, die eben nicht seine vertrauten Freunde sind, das hergesagt, was er von dieser Parodie wußte, und also ist er nicht ihr Verfasser. Sein Billet an den Herzog d'Aumont zeigt einen Mann, der nichts fürchtet; er fühlt, daß er unschuldig ist, und glaubt also nichts fürchten zu dürfen. Dieser Ideengang ist ganz das Gegentheil von dem meiner Feinde, und führt doch zu keinem schlechtern Schluße. Ich habe mir zwei Thorheiten vorzuwerfen; die eine ist, Verse zu sagen, die mein Gedächtniß aufgefaßt hatte, ohne die Erlaubniß ihres Verfassers zu haben." — „So haben Sie sie also den Verfasser vortragen hören?" — „Ja, diesen selbst, das leugne ich Ihnen nicht ab. Gegen ihn habe ich gefehlt und das ist die eine Unvorsichtigkeit; daß ich dem Herzog d'Aumont in einem etwas spöttischen und nicht genug ehrfurchtsvollen Tone schrieb, ist die andere. Darin besteht mein Unrecht, aber weiter in nichts." — „Ich glaube Ihnen; Sie reden zu mir als ehrlicher Mann. Indessen werden Sie in die Bastille geschickt; besuchen Sie den Herrn de Saint Florentin; er hat vom König die Ordre dazu." — „Ich gehe hin; doch darf ich mir schmeicheln, daß Sie nicht mehr mein Feind sind?" Er versicherte

mir huldreich das Gegentheil und ich ging zum Minister, der meinen Verhaftsbefehl ausfertigen sollte.

Der letztere wollte mir wohl; er glaubte leicht, daß ich unschuldig war. „Aber,“ sagte er, „was wollen Sie, der Herzog d'Aumont klagt Sie an, und dringt auf Bestrafung. Diese Genugthuung verlangt er für seine Dienste, für die Verdienste seiner Vorfahren. Der König hat die Gnade gehabt, sie ihm zu bewilligen. Suchen Sie Herrn de Sartines auf; ich will an ihn den königlichen Befehl richten, und Sie können ihm sagen, daß Sie ihn von mir selbst empfangen.“ Ich fragte, ob ich vorher einer Mittagsmahlzeit in Paris beiwohnen könne? Er erlaubte es.

Mein Nachbar, Herr de Vaudesir, hatte mich diesen Tag eingeladen. Er war ein Mann von Kopf und Verstand, der unter einer plumpen Hülle ausgesuchte Kenntnisse, viel Höflichkeit und Liebenswürdigkeit verbarg. Ach, sein einziger Sohn war der unglückliche Saint-James, der erst das große ihm hinterlassene Vermögen verpraßte, und dann Schulden wegen in derselben Bastille starb, wo man mich jetzt hinschickte.

Ich machte nach dem Essen dem Herrn Vaudesir mein Schicksal kund, und nahm zärtlich Abschied. Von da ging ich zum Herrn de Sartines. Er war abwesend bei einem Diner; erst um sechs Uhr sollte er nach Hause kommen. Jetzt war es erst fünf, und so eilte ich in der Zwischenzeit zu Madame Harenc, um diese Freundin über mein

Mißgeschick zu benachrichtigen und zu beruhigen. Um sechs Uhr eilte ich zum Polizeilieutenant zurück; er wußte noch nichts von meiner Sache, oder stellte sich wenigstens so. Ich erzählte es ihm, und es schien ihm Leid zu thun. Als wir beim Baron von Hollbach speisten, sagte er, wer hätte es da gedacht, daß ich Sie nur wieder sehen würde, um Sie in die Bastille zu schicken? Ich habe aber noch keine Ordre dazu. Lassen Sie doch sehen, ob Sie vielleicht in meiner Kanzlei angekommen ist?" Er ließ die Beamten rufen, sie hatten noch nichts vernommen. — „Nun so schlafen Sie in Ihrer Wohnung und kommen Sie morgen um zehn Uhr wieder," sagte er, „das wird eben so gut seyn."

Ich brauchte diesen Abend, um das Monatsstück des Merkurs in Ordnung zu bringen. Zum Souper ließ ich zwei Freunde bitten, und während ich sie erwartete, ging ich zu Madame Geoffrin, ihr mein Mißgeschick anzukündigen. Sie wußte schon etwas davon, denn Sie war kalt und niedergeschlagen. Ihre Gesellschaft war die Quelle meines Unglücks; sie selbst hatte unwillkührlich dazu beigetragen, indessen ich berührte dies weiter nicht, und wahrscheinlich wußte sie mir es Dank.

Die beiden Freunde, auf die ich wartete, hießen Suard und Coste; der letztere war aus Toulouse, und schon dort hatte ich mit ihm Umgang gepflogen. Der erstere war mein erwählter Herzensfreund, und ihm hätte ich mein Leben vertraut.

Er ließ mich gern in dieser süßen Täuschung und bot mir willfährig selbst Gelegenheit an, ihm nützlich zu werden. Es würde mich beleidigt haben, hätte er je an dem vollen Rechte zu zweifeln geschienen, mich nach Willkühr zu benutzen.

Der Wunsch, beide nützlich zu beschäftigen, ließ mich eine Sammlung der seltensten Arbeiten des alten Merkurs veranstalten. Die Auswahl war für sie ein Spielwerk, und dafür theilten Sie mit mir den reinen Gewinn von tausend Thalern, den diese Benutzung meines Privilegiums einbrachte.

Wir brachten einen Theil der Nacht damit zu, alles für den Druck des nächsten Merkurstücks anzuordnen, dann schliefen wir einige Stunden, ich stand auf, packte meine Sachen zusammen, und fuhr zu Herrn de Sartines, wo ich schon den Gefreiten traf, der mich begleiten sollte. Herr de Sartines wünschte, er solle in einem andern Wagen, nicht in dem meinigen dahin fahren, allein ich selbst schlug dies verbindliche Anerbieten aus; ich und mein Führer langten in demselben Wagen in der Bastille an. Der Gouverneur und sein Stab empfing mich im Berathschlagungssaale, und ich bemerkte, daß ich gut empfohlen seyn mußte. Der Gouverneur, Herr Abadie, las die Briefe, die ihm der Gefreite übergab und fragte, ob ich meinen Bedienten, aber unter der Bedingung, zu behalten wünsche, daß er mit mir in einem Zimmer sey und das Gefängniß erst mit mir verlasse. Es war Bury. Ich befragte ihn; er wolle

mich nicht verlassen, war seine Antwort. Meine Bücher, meine Sachen wurden obenhin untersucht; man brachte mich in ein großes Zimmer, wo ein Tisch, zwei Betten, das Untertheil eines Schranks und drei Strohstühle das ganze Geräthe ausmachten. Es war kalt, aber ein Stockmeister heizte bald recht gut ein und brachte Holz in Ueberfluß. Ich bekam zugleich Papier, Feder und Dinte, mit der Bedingung, über Zahl und Gebrauch der übergebenen Blätter Rechenschaft abzulegen.

Während ich den Tisch zum Schreiben zurecht machte, kam der Stockmeister zurück, um zu fragen, ob das Bett gut genug wäre. Ich untersuchte es und meinte, die Matratzen wären schlecht, die Decken sehr unrein. Augenblicklich ward beides geändert. Man fragte selbst, wenn ich zu speisen pflege. Die Bastille besaß eine Bibliothek, der Gouverneur schickte mir den Katalog davon und ließ mir die Freiheit, daraus zu wählen. Ich dankte für meine Person; mein Bedienter bat dagegen um Prevosts Romane und erhielt sie den Augenblick.

Gegen die Langeweile war ich hinlänglich geschützt. Schon lange war ich darüber ungeduldig, daß die Gelehrten das Gedicht des Lukans verachteten, ohne es nur selbst anders als aus einer barbarischen und schwülstigen Uebersetzung des Brebeuf zu kennen; ich hatte mich entschlossen, es anständiger und treuer in Prosa zu übersetzen, und diese Arbeit, die meine Thätigkeit unterhielt, ohne den Kopf anzustrengen, eignete sich für den einsamen Auf-

enthalt im Gefängniß am besten. Die Pharsalische Schlacht hatte ich dem zu Folge mitgenommen, und um sie besser zu verstehen, noch Cäsars Commentare beigelegt.

Da saß ich nun am wärmenden Kamin, dachte über den Streit des Cäsars und Pompejus nach, und vergaß meinen eignen mit dem Herzog d'Aumont. Bury seinerseits machte indessen, so philosophisch wie ich, die Betten, die in zwei einander entgegengesetzten Winkeln des Zimmers standen, das diesen Augenblick, trotz der Stäbe eines doppelten starken Eisengitters, durch einen schönen Wintertag erhellt wurde, die mir die Aussicht auf die St Antons-Vorstadt ließen.

Zwei Stunden darauf weckten mich aus meinen Träumereien die Riegel an den zwei Thüren, die mich verwahrten. Zwei Gefangenwärter trugen eine Mahlzeit auf, die ich für die meinige hielt. Der eine setzte vor das Kamin drei kleine mit gewöhnlichen irdnen Tellern bedeckte Schüsselchen nieder, der andere bedeckte den zweiten leergebliebenen Tisch, mit einem zwar etwas groben, aber weißen Tischtuche. Er setzte ein ziemlich hübsches Couvert und zinnerne Gabel und Löffel, gut hausbacknes Brot und eine Bouteille Wein auf. Als dies geschehen war, gingen beide fort, die Thüre wurde mit dem nämlichen Geklirr der Schlösser und Riegel zugeschlossen.

Bury ladete mich zum Essen ein, und trug die Suppe auf. Es war Freitag; die Fastensuppe war von durchgeschlagnen weißen Bohnen, mit

der frischesten Butter bereitet. Eine Schüssel mit den nämlichen Bohnen machte das erste Gericht aus, und ich fand beides sehr gut. Ein Schüssel Stockfisch, das zweite Gericht, war noch besser. Die etwas scharfe Knoblauchsauce gab ihm eine für Geschmack und Geruch so liebliche Würze, daß der Gaum des leckersten Gaskogners davon gekitzelt worden wäre. Der Wein war nicht köstlich, aber doch trinkbar. Das Dessert fehlte. Es mußte doch etwas mangeln, und übrigens sah ich, daß man hier im Gefängniß sehr gut speiste.

Als ich aufstand und Bury sich niedersetzen wollte, der noch vollauf an den Ueberbleibseln meiner Mahlzeit hatte, erschienen die beiden Wärter mit neuen Schüsselpyramiden. Der größere Prunk, das schöne Tischzeug, Fajencegeschirr und silberne Gabel und Löffel, ließen uns bald unsern Irrthum einsehn. „Sie haben mein Mittagsbrot verzehrt,“ sagte Bury, als sie wieder abgetreten waren, „erlauben Sie nun mir, mich an das Ihrige zu halten.“ — „Das ist nicht mehr als billig!“ war meine Antwort, und die Mauern unsers Zimmers erstaunten gewiß sehr, als sie einmal lachen hörten.

Dies Diner zeigte keine Spur von Fasttag. Eine herrliche Potage, ein saftiges Stück Rindfleisch, ein gesottner Kapaunenschenkel, von Fette triefend und schmelzend, ein Schüsselchen marinirter, gebackner Artischocken, eine dergleichen mit Spinat, ein Dessert von Birnen, frischen Trauben und eine Bouteille alter Burgunderwein, der beste

Mokkakaffee — das war Burys Diner, mit Ausschluß des Kaffees und der Früchte, die er mir aufhob.

Nachmittags besuchte mich der Gouverneur und fragte, ob ich gut beköstigt wäre. Ich solle es von seiner Tafel werden, versicherte er; er wolle selbst für mich vorlegen und außer ihm solle niemand mein Essen anrühren. Zum Souper schlug er mir ein Huhn vor. Ich dankte und sagte, daß die Früchte von dem Mittagsmahl hinreichen würden. Man hat nun gesehen, wie man mich für gewöhnlich in der Bastille bewirthete, und kann daraus den Schluß ziehen, wie glimpflich und gelind, oder vielmehr, mit welchem Widerwillen man dem Zorn des Herzogs d'Aumont gegen mich die Hand bot.

Der Gouverneur besuchte mich alle Tage. Da er einige Begriffe von den schönen Wissenschaften hatte und selbst Latein verstand, so hatte er seine Freude daran, meiner Arbeit zu folgen, und sie gewährte ihm Genuß. Indessen entzog er sich dieser kleinen Zerstreuung gar bald. „Adjeu," sagte er, „ich will andere trösten, die unglücklicher, als Sie sind." Die Aufmerksamkeit, die er mir zeigte, bewies nun wohl nicht gerade für seine Menschenliebe, allein darüber hatte ich auch noch ein anderes unverfälschtes Zeugniß. Einer der Gefangenwärter hatte mit meinem Bedienten Freundschaft gemacht und war bald mit mir vertraut geworden. Eines Tages sprach ich mit ihm von der theilnehmenden, mitleidigen Gemüthsart des Herrn Abadie. „Ach,"

sagte er, „das ist der beste Mann von der Welt. Die ihm so peinliche Stelle hat er nur angenommen, um das Schicksal der Gefangnen zu mildern. Sein Vorgänger war hart und geizig und behandelte sie sehr übel. Kaum war dieser todt und er an seinem Platze, so spürten selbst die Kerker diese Veränderung. Man hätte glauben sollen, (im Munde eines Kerkermeisters gewiß ein seltsamer Ausdruck) daß ein Lichtstrahl in diese Kerker gedrungen sey. Leute, denen wir nicht sagen durften, was draußen vorgeht, fragten, was sich ereignet habe. Wie Sie Ihren Bedienten beköstigt sahen, so sind es fast alle Gefangnen; der Trost, den er ihnen zu geben Macht hat, ist für ihn selbst Trost; er leidet, wenn er sie leiden sieht."

Es versteht sich, daß dieser Kerkermeister, in seinem Stande, selbst ein braver Mann war. Ich hütete mich wohl, ihm seinem Stand zu verleiden, wo Mitleiden so kostbar, so selten ist.

Die Art, wie man mich in der Bastille behandelte, ließ mich glauben, mein Aufenthalt in ihr werde nicht lange dauern. Meine Arbeit mit untermischter Lektüre (ich hatte den Montaigne Horaz und la Bruyère bei mir) ließ mich nur selten Langeweile empfinden, und nur ein einziger Umstand trübte manchmal meinen Frohsinn: die Mauern meines Zimmers waren nämlich mit Aufschriften bedeckt, die alle der Spur von düstern, traurigen Gedanken trugen, die wahrscheinlich vor mir die unglücklichen Bewohner dieses Gefängnißes bestürmt hatten. Ich glaubte sie hier

noch herum irren zu sehen, noch seufzen zu hören, und ihre Schatten umgaben mich.

Ein Gegenstand, der mich persönlich betraf, quälte mich indessen mit peinlichern Vorstellungen noch mehr. Bei Erwähnung der Gesellschaft der Madame Harenc habe ich einen jungen Mann, Namens Durant, zu erwähnen vergessen, der für mich zwar Freundschaft hegte, übrigens aber sich durch nichts, als eine große Einfalt und Schlichthei in seinem Benehmen auszeichnete.

Eines Morgens, den neunten Tag meiner Gefangenschaft, trat der Major der Bastille mit einem kalten, ernsthaften Wesen in mein Zimmer, und fragte ohne weitern Eingang, ob ich einen gewissen Durant kenne? „Ja," war meine Antwort. Er setzt sich zum Schreiben nieder und fährt in seinem Verhöre fort. Alter, Figur, Größe dieses Durant, sein Stand, seine Wohnung, wenn ich ihn kennen gelernt habe, in welchem Hause dies geschehen sey, nichts wird übergangen und jede meiner Antworten mit einem wahrem Marmorgeschichte niedergeschrieben. Endlich las er mir das Ausgesagte vor, reichte mir die Feder, ich unterschrieb es, und er ging ab.

Kaum war er fort und die düstersten, unglücklichsten Villeichts bemächtigten sich meiner Einbildungskraft. Was mag denn der gute Durant gethan haben? Er geht alle Tage aufs Kaffeehaus, da wird er sich meiner angenommen, mit zu vieler Wärme gegen den Herzog d'Aumont gesprochen, und etwas über eine partheiische, un-

gerechte, unterdrückende Gewalt gemurrt haben, die den Unschuldigen und Wehrlosen zu Boden wirft, um dem Mächtigen zu willfahren. Er wird wegen dieser unklugen Ausfälle selbst arretirt worden seyn, und für seine Liebe zu mir, meinetwegen im Gefängniß schmachten, das vielleicht noch härter, als das meinige ist. Schwach, wie er ist, nicht so jung und frisch, noch furchtsamer, als ich, wird er, dem Grame Preis gegeben, ihm unterliegen und ich werde die Ursache seines Todes seyn. Und was mag die arme Madame Harenc, was mögen alle unsere guten Freunde jetzt leiden? Gott, welch Unglück wird aus meiner Unvorsichtigkeit entsprungen seyn! So vergrößert das Nachdenken bei einem gefangnen, einsamen, sich selbst überlassenen, in den Banden unumschränkter Gewalt gefesselten Menschen alle üblen Vorbedeutungen, und erfüllt seine Seele mit den schwärzesten Ahndungen. Von nun an schlief ich nicht mehr ruhig. Alle Gerichte, die mir der Gouverneur so sorgsam selbst aufbewahrte, waren mit Wermuth gewürzt. Ich fühlte einen drückenden Schmerz in der Leber, und hätte meine Einkerkerung noch länger gedauert, so wäre die Bastille noch mein Grab geworden.

In dieser Lage erhielt ich einen Brief, den mir Herr de Sartines zukommen ließ. Er war von Demoiselle S**, einem jungen, anziehenden und schönen Mädchen, mit der ich vor der zugezogenen Ungnade auf dem Punkt stand mich zu vermählen. Sie bezeigte mir darin auf die rührendste

Art an meinem Unglücke die aufrichtigste zärtlichste Theilnahme und versicherte mich jedoch, daß es ihren Muth nicht wankend mache, daß ihre Empfindungen für mich, weit entfernt, schwächer zu seyn, nur desto lebhafter, beständiger geworden wären.

Ich antwortete mit dem Ausdruck meines ganzen Gefühls für eine so edelmüthige Freundschaft, allein ich bemerkte auch, die große Weisung, die ich vom Unglück jetzt bekäme, bestehe darin, niemanden zum Theilnehmer an den unvorgesehenen Gefahren, den plötzlichen Erschütterungen zu machen, denen mich die mißliche Lage des Gelehrten aussetzte, daß ich den Muth, den ich in dieser Lage etwa hätte, meinem ledigen Stande verdankte und schon wahnsinnig geworden seyn würde, wenn ich außer meinem Gefängnisse Frau und Kinder in Angst und Sorgen zurückgelassen hätte; daß ich, wenigstens von dieser Seite, für mich der empfindlichsten, dem Unglücke keinen Angriffspunkt zu bieten wünschte.

Demoiselle S*** war über meine Antwort mehr empfindlich, als betrübt, und bald tröstete sie sich, indem Sie den Herrn S** heirathete.

Endlich kündigte mir der Gouverneur am eilften Tage meines Verhafts am späten Abend noch an, ich sey frei. Der nämliche Gefreite, der mich hergebracht hatte, führte mich auch zum Herrn de Sartines zurück. Der letztere bezeigte mir etwas Freude, als er mich wieder sah, indessen diese Freude war doch mit etwas Traurigkeit vermischt.

„In Ihrer Theilnahme," sagte ich, „die ich dankbar verehre, sehe ich doch noch, ich weiß selbst nicht was, das mich beunruhigt. Sie wünschen mir Glück, und doch haben Sie das Ansehen, als bedauren Sie mich. Haben Sie mir etwa ein anderes Unglück anzukündigen?" (Ich dachte an Durant.) — „Ach ja!" sagte er. „Muthmaßen Sie es denn nicht? Der König nimmt Ihnen den Merkur!" — Diese Worte erleichterten meinen Kummer, und mit einer Miene, die meine Fassung ausdrückte, versetzte ich: „Desto schlimmer für den Merkur!" — „Das Uebel," bemerkte er noch, „ist vielleicht nicht unvermeidlich. Herr de Saint-Florentin ist in Paris; er nimmt Theil an Ihnen. Besuchen Sie ihn morgen früh." —

Von Sartines eilte ich zu Madame Harenc, voller Ungeduld, Durant zu sehn. Er war da, und mitten unter dem Freudenjubel der ganzen Gesellschaft sah ich nur ihn. „Ach, da sind Sie ja!" rief ich, und flog an seinen Hals. „Wie froh bin ich!" Dieses Uebermaaß von Empfindung für einen Menschen, für den ich nie so leidenschaftlich gestimmt war, machte alle stutzig. Man glaubte, die Bastille habe mir den Kopf verrückt. „Ach, Freund," rief Madame Harenc, „Sie sind frei, wie froh bin ich! Und der Merkur?" — „Der Merkur ist hin!" erwiederte ich, „aber lassen Sie mich nur mit diesem Unglücklichen sprechen. Was that er denn, um mir so viel Kummer zu verursachen?" Ich erzählte den Vorfall mit dem Major. Da zeigte sich denn, daß Durant sich bei dem

Herrn de Sartines die Erlaubniß ausgebeten habe, mich zu besuchen, und sich meinen Freund genannt habe. Herr de Sartines hatte mich fragen lassen, wer der Durant sey, und aus dieser schlichten Frage war nun vom Major ein Verhör gedrechselt worden. Darüber unterrichtet und beruhigt suchte ich nun durch meinen Muth die Hoffnungen meiner Freunde aufzurichten. Ich empfing tausend zärtliche Beweise ihrer Theilnahme, und ging nun zu Madame Geoffrin.

„Nun, da sind Sie ja!" rief diese, „Gott sey gelobt! Der König nimmt Ihnen den Merkur; der Herzog d'Aumont ist befriedigt, das wird Sie lehren, Briefe zu schreiben." — „Und Verse zu recitiren!" setzte ich lächelnd hinzu. Sie fragte, ob ich nicht noch eine Thorheit begehen wolle. „Nein," erwiederte ich, „ich will die alten gut zu machen suchen." Sie war von meinem Unglück wirklich gerührt; um sich zu beruhigen, mußte sie mir einen Vorwurf machen: „Warum ich solche Verse gemacht habe?" — „Ich habe sie nicht gemacht!" — „Warum sagten Sie sie denn her?" — „Weil Sie es wollten!" — „Wußte ich denn für meine Person, daß es so eine geißelnde Satyre war? Sie kannten sie, mußten Sie sich denn damit groß machen? Welche Unvorsichtigkeit! Und hernach breiten ihre Freunde, de Presle und Vaudesir, in der Stadt aus, daß man Sie auf Ihr Wort mit aller Schonung und Achtung in die Bastille geschickt habe!" — „Wie, sollte ich sie denn glauben lassen, daß man mich wie einen Ver-

brecher dahin schleppe?" — „Sie mußten schweigen und diese Leute nicht verhöhnen. Der Marschall von Richelieu hat sich mit Recht beschwert, daß er zweimal, wie ein Verbrecher, in die Bastille gebracht worden, und daß es sehr sonderbar sey, Sie besser, als ihn, zu behandeln!" — „Da hat der Marschall von Richelieu große Ursache, neidisch zu seyn!" — „Ja, wer von Ihnen beleidigt ist, ärgert sich über die Schonung, die Sie gefunden haben, und alle bieten ihren Einfluß auf, sich zu rächen. Das ist natürlich. Sie wollen wohl, daß sie sich die Wolle vom Rücken sollen abfressen lassen?" — „Was für Schöpse!" rief ich etwas spöttisch. Allein ich merkte bald, daß meine Antworten sie nur ärgerten und schwieg. Als alles gesagt war, was sie auf dem Herzen hatte, stand ich bescheiden auf und wünschte ihr gute Nacht.

Kaum war ich am folgenden Morgen erwacht, so kam Bury und meldete Madame Geoffrin. „Nun, Nachbar, wie haben Sie die Nacht zugebracht?" fragte sie. — „Recht gut; kein Geräusch von Riegeln, kein Werda der Wachen hat meinen Schlaf unterbrochen." — „Und ich, ich habe kein Auge zugethan!" — „Warum?" — „Warum? Wissen Sie es denn nicht? Ich war ungerecht und grausam. Ich habe Ihnen gestern Abend so viel Vorwürfe gemacht. Sehen Sie, so ist die Welt; wenn ein Mensch unglücklich ist, da beugt man ihn, da macht man ihm aus allem ein Verbrechen." (Sie fing an zu weinen.) — „Guter

Gott, denken Sie noch daran? Ich habe es vergessen, und wenn es mir in den Sinn kommt, so ists gewiß nur als Beweis Ihrer Güte. Jeder hat seine eigne Art zu lieben. Die Ihrige besteht darin, Ihre Freunde über den Schaden, den sie sich selbst zugezogen, auszuschelten, wie es eine Mutter macht, wenn ihr Kind gefallen ist." — Diese Worte beruhigten sie, und sie fragte, was ich machen wollte? — „Ich folge dem Rathe des Herrn de Sartines, besuche den Herrn de Saint-Florentin und gehe dann nach Versailles, um zu sehen, ob ich die Frau von Pompadour und den Herzog de Choiseul zu sprechen bekommen kann. Aber ich bin kaltblütig, habe meinen Kopf in der Gewalt, und werde mich, seyn Sie ohne Sorgen, gut benehmen." Das war unsere Unterhaltung, die, meiner Meinung nach, dem Charakter der Madame Geoffrin so viele Ehre machte, als irgend eine der guten Handlungen ihres Lebens.

Herr de Saint-Florentin schien von meinem Loose gerührt. Er hatte für mich alles gethan, was ihm seine Furchtsamkeit, seine Schwäche zu thun zuließ, aber weder Frau von Pompadour, noch der Herzog de Choiseul hatten ihn unterstützt. Ohne sich weiter zu erklären, billigte er meinen Vorsatz, mich beiden vorzustellen, und ich eilte also nach Versailles.

Frau von Pompadour, der ich zuerst aufwarten wollte, ließ mir durch Quesnai sagen, daß sie mich unter den jetzigen Umständen nicht sehen könne. Mich überraschte das nicht; wo hatte ich

das Recht, von ihr zu fordern, daß sie sich meinetwegen mächtige Feinde machen sollte?

Der Herzog de Choiseul nahm mich an, aber um mich mit Vorwürfen zu überhäufen. „Ich bedaure es," sagte er, „Sie so unglücklich sehen zu müssen; Sie haben aber alles gethan, um es zu werden; Ihre Vergehungen sind durch Ihre Unklugheit so schwer worden, daß selbst Ihre besten Freunde sich genöthigt sehn, Sie zu verlassen." — „Was habe ich denn gethan? Was habe ich denn noch für Unrecht in meinen vier Mauern begehn können, das abgerechnet, was ich Ihnen selbst eingestanden habe?" — „Den Tag, wo Sie sich in die Bastille begeben sollten, sind Sie in die Oper gegangen, haben sich auf eine übermüthige Art damit gebrüstet, daß Sie nur zum Spaße, aus bloßer Gefälligkeit für einen Herzog und Pair in die Bastille geschickt würden. In den Abtretezimmern des Theaters haben Sie nicht aufgehört gegen den Herzog zu deklamiren; gegen ihn haben Sie an die Armee die beleidigendsten Briefe geschrieben, gegen ihn endlich haben Sie nicht etwa allein, sondern in Gesellschaft bei einem Souper, das Demoiselle Clairon gegeben hat, mit dem Grafen de Valbelle, dem Abbé Galiani und einigen andern lustigen Gästen die Parodie des Cinna gemacht. Das haben Sie. Darüber sagten Sie mir kein Wort, und doch weiß man das sehr genau."

Während er sprach, sammelte ich mich. „Ihro Durchlaucht," sagte ich, als er geendigt hatte, „Ihre Güte ist mir theuer, aber Ihre Achtung

noch kostbarer, als diese; ich will auf beide Verzicht leisten, wenn an dem allen, was man Ihnen hinterbracht hat, ein wahres Wort ist.“ — „Wie!“ rief er, und sprang in die Höhe, „kein Wort wahr von dem allen, was ich Ihnen jetzt gesagt habe?“ — „Kein einziges, und ich bitte um die Erlaubniß, in Ihrem Bureau meine ganze Beantwortung Punkt für Punkt niederschreiben und unterzeichnen zu dürfen.“

„An dem Tage, wo ich in die Bastille gehn sollte, hatte ich gewiß nicht Lust in die Oper zu gehn.“ — Ich gab ihm Rechenschaft über die Anwendung meiner Zeit, vom Augenblicke an, wo ich ihn verließ. „Lassen Sie Madame Harenc und Herrn de Sartines fragen, um welche Zeit ich bei ihnen gewesen bin. Es werden bestimmt die Stunden des Schauspiels seyn.“

„Was die Abtretezimmer der Schauspielhäuser anbetrifft, so fügte es der Zufall so, daß ich seit einem halben Jahre keinen Fuß hineingesetzt habe. Das letzte Mal, wo man mich darin gesehen hat, (und mir ist der Zeitpunkt noch sehr erinnerlich) war, als die Duranci debütirte, und was das Vorherige anbelangt, da fordere ich jeden auf, die gehässige Aeußerung anzugeben, die ich mir gegen den Herzog d'Aumont erlaubt habe.“

„Durch einen eben so glücklichen Zufall trifft sichs, daß ich seit der Eröffnung des Feldzugs nicht an die Armee geschrieben habe. Kann man mir einen Brief, ein Billet von dieser Art aufzeigen, so will ich ehrlos seyn.“

„Was die Parodie anbetrifft, so ist es ganz falsch, daß sie beim Souper, oder in der Gesellschaft der Demoiselle Clairon gemacht worden sey. Ich betheure es, daß sie auch nicht einen einzigen Vers davon gehört hat. Sprach man nachher bei ihr davon, da sie schon bekannt war, was wohl möglich seyn kann, so ist das nicht in meinem Beiseyn geschehn."

Diese vier Versicherungen will ich auf Ihrem Bureau, wenn Sie es erlauben, aufschreiben und untersiegeln. Seyn Sie überzeugt, daß keine lebendige Seele Ihnen das Gegentheil beweisen oder mir ins Gesicht und vor Ihnen behaupten wird."

Die Hitze des Herzogs hatte sich indessen, wie begreiflich ist, ein wenig abgekühlt. „Marmontel," sagte er, „ich sehe, daß man mich hintergangen hat. Sie sprechen zu mir in einem Tone, der mich an ihrer Biederkeit nicht zweifeln läßt. Nur die Wahrheit kann eine solche Sprache führen. Aber Sie müssen mich in den Stand setzen, daß ich selbst behaupten kann, die Parodie sey nicht von Ihnen. Nennen Sie mir den Verfasser und Sie haben den Merkur wieder." — „Um diesen Preis bekomm' ich ihn nicht wieder!" — „Wie so?" — „Weil ich Ihre Hochachtung einer Rente von 15000 Livres vorziehe." — „Wahrhaftig, ich begreife nicht, warum Sie den Verfasser so schonen, da er doch nicht so redlich ist, sich kenntlich zu machen?" — „Warum? Ihro Durchlaucht, weil ich sehr unvorsichtig sein Zutrauen gemißbraucht habe und es nun die größte Schande seyn

würde, ihn selbst noch zu verrathen. Ich war unzurückhaltend, aber nie werde ich treulos seyn. Er machte mich nicht zum Vertrauten seiner Verse, um sie bekannt zu machen. Es ist ein Diebesstreich, den ihm mein Gedächtniß spielte; war der Raub strafbar, so muß ich die Strafe leiden, und der Himmel bewahre mich dafür, daß er sich selbst nenne, oder daß er bekannt werde. Dann wäre ich erst strafbar! Ich hätte sein Unglück verursacht und würde vor Kummer sterben. Was ist denn nun mein Verbrechen? Daß ich das gethan habe, was alle Welt, ohne ein Geheimniß daraus zu machen, thut. Erlauben Sie mir die Frage, haben Sie nie in einer Gesellschaft ein Epigramm, einen schönen Vers, ein beißendes Gedicht, die Sie gehört hatten, zum besten gegeben? Wer ist denn, vor mir, je deßwegen bestraft worden? Die Philippischen Reden waren, wie Sie wissen, ein teuflisches Produkt; der Regent, die zweite Person des Königreichs, war hier auf die schändlichste Art verläumdet, und das abscheuliche Werk ging doch von Munde zu Munde. Man diktirte es, schrieb es ab, es gab tausend Abschriften davon, und wer anders als der Verfasser ist dafür bestraft worden? Ich weiß Verse, recitire sie, lasse Niemanden Abschrift davon nehmen, und das ganze Verbrechen bei den Versen ist, des Herzogs d'Aumont Eitelkeit lächerlich gemacht zu haben. So ist die Sache beschaffen, mit zwei Worten. Wenn es einen Mordanschlag, eine Verschwörung auf den König gälte, dann hätte

man das Recht, mich zu zwingen, den Urheber zu nennen. Aber für einen Scherz im Grunde, mir die Rolle eines ehrlosen Verräthers aufdringen zu wollen, verlohnt sich nicht der Mühe. Es könnte nicht allein mein Glück, es könnte mein Leben kosten, ich würde doch mit Nicomedes sagen:

Nie lernt ich von dem Führer meiner Jugend
Als Niederträchtiger verleugnen Ehr' und Tugend.

Ich sah, daß der Herzog meinen kleinen Stolz lächerlich fand. Er fragte mich, um mich das fühlen zu lassen, sogar: Wer denn mein Hannibal gewesen wäre? „Mein Hannibal," erwiederte ich, „ist das Unglück, das mich lange prüfte und mich dulden lehrte."

„Das nenn ich einen braven Mann!" rief er. Ich sah ihn wanken. „Und diesen braven Mann," fuhr ich fort, „vernichtet, drückt man, um dem Herzog d'Aumont zu gefallen, ohne einen andern Grund, als seine Beschwerden, ohne einen andern Beweis, als dessen Angabe zu haben. Welche schreckliche Tyrannei!" Hier fiel mir der Herzog ins Wort. „Marmontel, sagte er," „das Privilegium des Merkur ist eine Gnade, die der König bewilligt, die er wieder zurücknimmt, wenn es ihm beliebt. Das ist keine Tyrannei." — „Das Privilegium ist eine Gnade, in so fern es das Verhältniß zwischen dem König und mir betrifft; es ist mein Eigenthum, in so fern dasselbe auf den Herzog bezogen wird und er hat nicht das Recht, es mir durch eine falsche Anklage zu entreißen. — Doch

nein, nicht mich beraubt er, nicht mich opfert man seiner Rache. Ihn zu besänftigen, würgt man mehr unschuldige Opfer. Wissen Sie, durchlauchtiger Herzog, im sechzehnten Jahre war ich vaterlos, sah mich von Waisen umringt, ich selbst war von einer zahlreichen, armen Familie umgeben und versprach ihr, Vater zu seyn. Himmel und Erde rief ich zu Zeugen an und ich habe von dem Augenblicke an mein Versprechen gehalten. Meine Bedürfnisse sind gering, sie und meinen Aufwand weiß ich einzuschränken. Aber was soll aus dem Haufen der Unglücklichen werden, die von der Frucht meiner Arbeit leben? Was soll aus zwei Schwestern, die ich ausstatten will, aus Weibern werden, deren Alter eine gemächlichere Lage erheischt, aus der Schwester meiner Mutter, einer armen, mit Kindern beladenen Wittwe? was soll aus diesen werden? Mit der Hoffnung des Glückes hatte ich Ihnen geschmeichelt, sie empfanden schon den Einfluß meines Wohlstandes, die Quelle der Wohlthaten sollte ihnen nicht mehr versiegen und auf einmal hören Sie nun auf! — ach! hier kann sich nun der Herzog d'Aumont an den Früchten seiner Rache letzen; ihre Klagen hören, ihre Thränen fließen sehn. Er zähle da die Opfer, die Unglücklichen zusammen, die er gemacht hat, er berausche sich in den Thränen der Kindheit und des Alters, er höhne die Unglücklichen, denen er das Brod entreißt. Hier warte er auf seinen Triumph. Er hat ihn, sagt man mir, als Belohnung seiner Dienste gefordert; für Sold, hätte er sagen sollen,

denn ein solcher ist seines Herzens würdig." Bei diesen Worten entflossen mir Thränen, und der Herzog, der nicht weniger gerührt war, als ich, umarmte mich. „Sie erschüttern mein Herz," sagte er. „Ich habe ihnen vielleicht Unrecht gethan, aber es soll gut gemacht werden."

Er griff mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit nach der Feder, und schrieb an den Abbé Barthelemy. „Theurer Abbé, der König hat Ihnen das Privilegium auf den Merkur bewilligt, aber ich habe so eben Marmontel gesehn und gesprochen. Er hat mich gerührt, mich von seiner Unschuld überredet und Sie können nicht den Raub eines Unschuldigen annehmen. Schlagen Sie den Merkur aus, ich will Sie dafür entschädigen." An Saint-Florentin wurde ebenfalls geschrieben: „Sie haben, theurer Kollege, von dem König Ordre, das Privilegium des Merkurs auszufertigen; allein so eben sah ich Marmontel und ich muß mit Ihnen über ihn sprechen. Uebereilen Sie nichts, bis wir mit einander verabredet haben." Er las mir beide Billets vor, siegelte, schickte sie fort und sagte, ich möchte zur Frau von Pompadour gehen, indem er mir für diese ein Billet gab, ohne es mir vorzulesen. Es war indessen zu meinem Vortheil. Sie hatte kaum einen Blick darauf geworfen, als ich vorgelassen wurde.

Die Pompadour war unpaß und hütete das Bette. Ich näherte mich. Anfangs mußte ich die nämlichen Vorwürfe hören, die mir der Herzog de Choiseul gemacht hatte; ich antwortete

dann eben so darauf, nur viel gemäßigter. Dann fuhr ich fort: „Das sind nun neue Begehungen, die man mir unterschiebt, um es nach eilftägigen Verhaft bei dem König dahin zu bringen, daß er seine Strenge bis zu dem Ausspruch treibt, der mich zu Grunde richtet. Wäre ich frei gewesen, ich hätte vielleicht zu Ihnen vordringen, die Lügen entlarven und mit dem Geständniß meines einzigen wahren Fehlers vor Ihren Augen Gnade finden können. Aber man wußte mich erst zwischen vier Mauern einzusperren; man benutzte die Zeit meiner Gefangenschaft, um mich nach Bequemlichkeit verleumden zu können, und die Thüre meines Gefängnisses öffnet sich nur, um mir den Abgrund sehen zu lassen, den man indessen vor meinen Füßen gegraben hatte. Allein mich und meine unglückliche Familie dahin gebracht zu haben, ist noch wenig. Man weiß, daß uns eine hülfreiche Hand davon noch zurück ziehen kann; man fürchtet, sie, die uns so viele Wohlthaten gespendet habe, könne wieder unsere Stütze werden, und so raubt man auch die letzte, einzige Hoffnung. Der Stolz des Herrn Herzogs d'Aumont ist gekränkt; ein ganzer Haufen Unschuldiger muß also alles Trostes beraubt werden. Ja, Madame, darauf gehn diese Lügen hin, die mich Ihnen als einen Boshaften, oder Dummkopf darstellen und Sie gegen mich einnehmen. Das ist die empfindliche Stelle, wo meine Feinde mich zu verwunden wußten. Um mich wehrlos zu machen, verlangt man jetzt von mir, ich soll den Verfasser

der Parodie nennen, von der ich einige Verse weiß. Man kennt mich zu gut, um nicht sicher zu seyn, daß ich das nie thun werde; aber ihn nicht anklagen, heißt mich selbst verdammen, denkt man, und will ich nicht ehrlos werden, so bin ich verloren. Wahrlich wenn ich mich nur um diesen Preis retten kann, so ist mein Fall entschieden. Seit wann ist es denn aber ein Verbrechen, ein ehrlicher Mann zu seyn? Seit wann wird es blos dem Angeklagten auferlegt, seine Unschuld zu beweisen? Und seit wann ist der Ankläger des Beweises überhoben? Ich will demohngeachtet gern mit Beweisen den Angriff abschlagen, der selbst ohne Beweise ist. Die meinigen sind meine Schriften, mein hinlänglich bekannter Charakter und meine Lebensweise. Seitdem ich das Unglück hatte, unter den Gelehrten genannt zu werden, wurden auch alle Satyriker meine Feinde. Es giebt keine Beleidigung, die ich nicht erfahren und geduldig ertragen hätte. Man nenne mir ein Epigramm, einen beißenden Einfall, einen Spott, einen Scherz, der dem Charakter dieser Parodie verwandt ist, und ich bin bereit, mir sie zuschreiben zu lassen. Ich habe jederzeit eine kleinliche Rache verschmäht; wenn ich meine stets gemäßigte, humane Feder nie in Galle tauchte, warum glaubt man denn einem Mann, den der Zorn blind gemacht hat, auf Treu und Glauben, daß sie auf ihn ihr erstes Gift gespritzt habe? Ich bin verleumdet, bin es vor Ihnen, bin es vor dem guten König, der

nicht glauben kann, daß er hintergangen wird, und ohne das edelmüthige Mitleid, das ich so eben dem Herzog de Choiseul einflößte, hätten weder der König noch Sie selbst je erfahren, daß ich verleumdet wäre."

Ich schwieg kaum, als man den Herzog de Choiseul anmeldete. Er hatte keine Zeit verloren, denn als ich von ihm ging, war er noch bei der Toilette. „Nun, Madame, sagte er, Sie haben ihn gehört? Was denken Sie von dem, was ihm widerfährt?" — „Daß es schrecklich ist, daß er den Merkur wieder haben muß!" — „Das mein' ich auch!" — „Indessen es schickt sich doch nicht recht, daß der König heute so und morgen anders urtheilt. Der Herzog d'Aumont muß selbst einen Schritt thun." — „Ach, fiel ich ein, da sprechen Sie mein Urtheil; den Schritt, den Sie ihn thun lassen wollen, thut er nicht." — Er thut ihn!" sagte sie. Herr de Saint-Florentin ist bei dem König, er wird mich besuchen und ich will mit ihm sprechen. Erwarten Sie ihn in seinem Hotel."

Der alte Minister war so wenig, als ich, mit der schiefen Richtung zufrieden, welche die schwache Frau von Pompadour nahm, und er verhehlte es nicht, daß ihm das eine üble Vorbedeutung schiene. Wirklich war der eigensinnige Stolz des Herzogs d'Aumont durchaus unbeweglich. Weder sein Freund, der Graf d'Angiviller, noch sein Arzt Bouvart, noch sein Kollege, der Herzog Duras, vermochten, ihm nur die mindeste edle

Empfindung einzuflößen. Da er nichts an sich hatte, was ihm Ehrfurcht erwerben konnte, so wollte er sich wenigstens furchtbar machen. Er erschien nur mit dem Entschlusse am Hofe, gänzlich unbeugsam zu bleiben; alle erklärte er für seine Feinde, die zu ihm von einem Schritt zu meinem Besten sprachen. Keiner wagte es, dem Manne die Spitze zu bieten, der die nächste Person bei dem Könige war; das ganze Interesse, das man an mir nahm, beschränkte sich darauf, mir eine Pension von 1000 Thalern auf den Merkur anzuweisen. Das Privilegium, das Barthelemy ausschlug, wurde dem Bibliothekar der Madame de Pompadour, Lagarde, verliehen, der besonders bei ihrem Agenten, Colin, in Gunst stand.

Der Herzog de Choiseul erinnerte mich zehn Jahr darauf, als wir einmal zusammen speisten, an diese Unterhaltungen, denen er wohl, wie er meinte, Zeugen gewünscht hätte. Ich habe nur eine oberflächliche Skizze davon mittheilen können, wie sie mir mein Gedächtniß, das seit so langer Zeit sehr abgenommen hat, wieder aufzeichnen kann, aber meine Lage muß mich damals sehr begeistert haben, denn er bemerkte, daß er nie einen Mann so beredt gesehn hätte, als ich es in diesen Augenblicken gewesen sey. „Wissen Sie," sagte er noch, „was die Madame de Pompadour abhielt, Ihnen den Merkur wieder zu geben? Colin, der Gauner, war's, der ihn für seinen Freund Lagarde haben wollte." Der letztere war so berüchtigt, daß er in der Gesellschaft der Menus-plaisirs, wo man

ihn duldete, nur den Zuchthaus-Lagarde nannte. Diesem Zuchthausmenschen opferte man mich also. Der Herzog de Choiseul, Kinder, entdeckte dies mir selbst!

Ohne alle Kenntniß, ohne Talente, entsprach der neue Redakteur seinem Amte so wenig, daß der Merkur verschrieen wurde, ins Stocken gerieth und außer Stand kam, die auf ihn angewiesenen Pensionen zu bezahlen. Die Pensionärs baten mich, voller Angst, ihn wieder anzunehmen, und boten mir es alle einstimmig an, für mich darum anzusuchen. Allein ich war froh, die lästige Kette einmal zerrissen zu haben, und hatte keine Lust, mich wieder damit zu belasten. Als Lagarde glücklicherweise starb, war der Merkur etwas besser dran, er zehrte sich nun langsamer ab. Um indessen die Pensionen zu erhalten, mußte er einem Buchhändler in Verlag gegeben werden.

Siebentes Buch.

Mein Abenteuer mit dem Herzog d'Aumont hatte mir zwei große Vortheile verschafft. Es ließ mich einen leichtsinnig angesponnenen Heirathsplan aufgeben, der mich, wie ich nachher zu glauben Ursache gefunden habe, gereut haben würde, und in Bonvart hatte es den Keim zu einer Freundschaft gelegt, die mir sehr heilsam geworden war. Und das waren noch nicht die einzigen Dienste, die mir d'Aumonts Verfolgung erzeigte.

Die Freuden in Paris, Avenay, Passy, Versailles hatten meinen Geist zu sehr verweichlicht; das Unglück mußte ihm die alte Spannkraft, die alte Härte, die jetzt verloren war, wieder geben, und der Herzog d'Aumont hatte die Sorge übernommen, meinen Charakter, meinen Muth aufs neue zu stählen. Ohne mich ernstlich zu beschäftigen, war der Merkur gleichwohl hinlänglich, meine Aufmerksamkeit zu fesseln; er verzehrte meine Zeit, raubte mich mir selbst und verbot mir jede andere ehrenvolle Anwendung meiner Talente, die bis jetzt

nur der kleinlichen und fast mechanischen Redaktion zu Gebote standen. Der Herzog d'Aumont hatte sie in Freiheit, hatte mich in die glückliche Nothwendigkeit versetzt, sie auf eine edle und vortheilhafte Art anzuwenden. Ich war entschlossen gewesen, dem Merkur acht bis zehn der schönsten Jahre meines Lebens mit der Hoffnung aufzuopfern, in der Zeit ein hunderttausend Franken zusammen zu häufen, worauf sich mein Ehrgeiz beschränkte; die freie Zeit indessen, die mir der Herzog nun verschaffte, trug mir in derselben Zeit nicht weniger ein, und raubte mir keine der gesellschaftlichen Vergnügungen in der Stadt, des Landlebens, dem ich die drei schönen Jahreszeiten widmete.

Den Vortheil, daß ich eher in die französische Akademie aufgenommen wurde, als es bei der Redaktion des Merkurs der Fall gewesen wäre, rechne ich nicht. Der Herzog hatte nicht die Absicht, mich an seiner Hand dahin zu leiten; er that es demohngeachtet, ohne es zu wollen und selbst gegen seinen Willen.

Mehr als einmal habe ich gesehn, daß das Glück, in den zweifelhaftesten Lagen meines Lebens, wo es ganz gegen mich zu seyn schien, mehr für mich that, als ich selbst gewünscht haben würde. Jetzt war ich nun gestürzt, und doch, Kinder, werdet ihr nun aus meinem Sturze das gleichbleibendste, angenehmste, weniger als irgend eines gestörte Glück hervorgehen sehen, mit dessen Genusse sich nur immer ein Mensch in meinen Verhältnissen schmeicheln kann. Um es auf feste, natürliche

Grundlagen, d. h. auf Ruhe des Geistes und Herzens zu bauen, machte ich den Anfang mit der Entfernung meiner häuslichen Sorgen. Das Alter und Krankheit, besonders die, welche in meiner Familie ansteckend zu seyn schien, verminderte allmählig die Zahl der guten Verwandten, die ich mit so viel Freude durch mich im Wohlstand sah. Meine Tanten hatte ich dahin gebracht, den Handel aufzugeben, die Schulden bezahlt, und dem Einkommen meines kleinen Gutes noch einige Pensionen zugelegt. Jede bekam hundert Thaler. Da ihrer fünfe waren, so blieb mir von meiner Pension der 1000 Thaler auf den Merkur gerade die Hälfte; außerdem hatte ich noch 500 Livres Interessen von den 10,000 Franken, die in der Kaution des Herrn Odde angelegt waren, eine Rente von 540 Livres bei dem Herzog von Orleans, und mit einigen Fonds, die mir noch in der Kasse des Merkurs blieben, kaufte ich noch einige königliche Kammerscheine. So nahm ich für mich, Wohnung und Bedienten nahe an die tausend Thaler ein, und mehrern Aufwand hatte ich nie gemacht. Madame Geoffrin drang darauf, daß mein Miethzins von nun an aufhören sollte; indessen ich bat sie um Erlaubniß, ein Jahr noch zu versuchen, ob meine Kräfte dazu hinreichen würden. Fühlte ich es, versicherte ich sie, daß mir diese Ausgabe beschwerlich fiele, so würde ich es ihr, ohne zu erröthen, gestehen. Es kam nicht dazu. Die Pensionen, die ich auszahlte, wurden durch den Tod meiner beiden Schwestern im Kloster zu Clermont vermin-

dert. Sie starben an der Krankheit, die mir Vater und Mutter geraubt hatte. Kurze Zeit darauf verlor ich auch die zwei Tanten, die ich zu Hause zurückgelassen hatte. Nur die noch lebende Schwester meiner Mutter, die Tante d'Albois, blieb mir noch übrig. Alle Jahre erbte ich so einige meiner Wohlthaten, während mich auf der andern Seite die ersten Ausgaben von meinen Erzählungen bereicherten.

Ruhig über mein Auskommen, war mein ganzer Ehrgeiz nur auf die französische Akademie gerichtet; doch er hielt Schranken und war friedlich. Bis zum vierzigsten Jahre hatte ich noch drei Jahr zu arbeiten, und konnte mir auf eine Stelle in derselben neue Ansprüche erwerben. Meine Uebersetzung des Lukans ging vorwärts; ich sammelte zugleich Materialien zu meiner Poetik, der Ruf meiner Erzählungen wurde mit jeder Auflage größer, ich glaubte also, daß ich es mir jetzt könnte wohl seyn lassen.

Ihr habt gesehen, Kinder, auf welche verbindliche Art Bouret die Freundschaft mit mir angeknüpft hatte. Unser Bund war kaum geschlossen, so wurden seine Gesellschaften auch die meinigen. In einer der Abenderzählungen zeichnete ich den Charakter seiner vertrautesten Freundin, der schönen Madame Gaulard. Einer ihrer beiden Söhne, ein liebenswürdiger Jüngling, ward in Bordeaux Einnehmer des Generalpächters; den Tag vor seiner Abreise, einen der schönsten im Jahre, speisten wir zusammen in schöner und guter Gesellschaft

bei unserm Freunde Bonret. Die Pracht des Hotels, von den Künsten verschönert, der Aufwand der Tafel, der jugendliche Schmuck der Gärten, der reine, heitere Himmel, und vor allem das liebenswürdige Benehmen des Wirthes, der mitten unter seinen Gästen, in alle Damen verliebt, der beste Freund von allen Männern schien, alles mit einem Worte, was bei dem Gastmahl die angenehmste Laune verbreiten kann, hatte hier die Gemüther aufgeregt. Ich fühlte mich als den freiesten, unabhängigsten Menschen; glich dem Vogel, der dem Käfig oder der Schlinge entflohen, sich freudig in die Lüfte hebt, und, um alles zu sagen, der herrliche Wein trug denn auch mit bei, meiner Seele und meinen Gedanken Schwung zu geben.

Mitten in diesem Genusse nahm der junge Sohn der Madame Gaulard Abschied; er sprach von Bordeaux, und fragte mich, ob er mir etwa dort gefällig seyn könnte? „Wenn Sie mich gut aufnehmen,“ versetzte ich, „im Fall ich etwa den schönen Hafen, die herrliche Stadt besuchen sollte. Es gehört das zu den schönsten Träumen, zu den lebhaften Vorsätzen meines Lebens.“ — „Hätte ich das gewußt,“ sagte er, „so hätten Sie ihn morgen in Erfüllung bringen können. Ich hätte Ihnen einen Platz in meiner Chaise abzulassen.“ — „Und ich,“ rief einer der Gäste, ein Jude, Gradis, und einer der reichsten Negozianten in Bordeaux, „und ich hätte die Fracht Ihrer Koffer auf mich genommen.“ — „Die würden nun eben nicht schwer gewesen seyn,“ meinte ich, „aber mit

der Rückkehr nach Paris?" — „In sechs Wochen hätte ich Sie zurückgebracht," sagte Gaulard." — „Das ist aber alles nun wohl nicht möglich?" fragte ich. — „Sehr möglich; was uns anbetrifft," erwiederten die beiden Gäste, „aber morgen reisen wir." — Ich sagte meinem treuen Bury, der mir bei der Tafel aufwartete, etwas ins Ohr, ließ ihn einpacken, trank auf die Gesundheit meiner Reisegefährten und rief: „ich bin fertig, morgen reisen wir!" Alle gaben dem schnellen Entschlusse Beifall, und tranken auf die Gesundheit der Reisenden.

Man kann sich schwerlich eine angenehmere Reise vorstellen. Der Weg war so herrlich, die schöne Witterung so angenehm, daß wir die Nächte bei niedergelassenen Fenstern fortrollten und schliefen. Die Pachtdirektoren und Einnehmer beeiferten sich überall, uns gut zu empfangen; ich glaubte in den Dichterzeiten, unter dem schönen Himmelsstriche zu leben, wo die Gastfreundschaft in ihren Festen glänzt.

In Bordeaux ward ich so gut aufgenommen und bewirthet, als es nur möglich war. Man gab mir, heißt das, herrliche Diners, trefflichen Wein und selbst Salven auf den Schiffen, die ich besuchte. Es gab hier viel Männer von Kopf und jeder liebenswürdigen Eigenschaft, demohngeachtet genoß ich ihres Umgangs weniger, als ich wohl gewünscht hatte. Ein unangenehmes Würfelspiel, das sie übermäßig liebten, verdüsterte ihren Geist und nahm ihn völlig ein. Alle Tage hatte ich den Kummer, einen über den erlittenen Verlust aufs

schmerzlichste betrübt zu sehn. Sie schienen nur zusammen zu speisen, um sich nach einander die Hälse zu brechen, und für mich war diese rasende in die gesellschaftliche Freuden und Gefühle verwebte Gewinnsucht etwas Entsetzliches.

Für einen Generalpachteinnehmer konnte es nichts Gefährlicheres geben, als solche Gesellschaften. So richtig auch seine Kasse war, so mußte ihn doch schon seine Pflicht, Rechnung abzulegen, immer abhalten, ein Hasardspiel zu wagen, das ihm, wenn auch nicht eine Klippe für seine Redlichkeit, aber doch für das auf ihn gesetzte Zutrauen war. Diesem nützte ich wirklich. Ich befestigte seinen Entschluß, sich nie durch das Ansteckende des Beispiels verführen zu lassen.

Ein anderer Umstand trübte ebenfalls das Vergnügen, was Bordeaux mir sonst gewährt haben würde. Es war der Seekrieg, der dem Handel dieser großen Stadt tiefe Wunden schlug. Der schöne Kanal, den ich unter meinen Augen hatte, zeigte mir davon nur die Trümmern. Und leicht konnte ich mir vorstellen, was er in seiner friedlichen, glücklichen, blühenden Periode seyn müßte.

Einige Handelshäuser, wo nicht gespielt wurde, besuchte ich am meisten, und sie gefielen mir am besten. Das von Ansely hatte indessen den meisten Reiz für mich. Dieser englische Negoziant war ein Freund der englischen Philosophie, und vom ehrwürdigsten Charakter. Sein einziger, obschon noch sehr junger Sohn, versprach ein ehrlicher Mann zu werden, und zwei Töchter besaßen,

ohne schön zu seyn, einen ungekünstelten Zauber des Geistes, des Betragens, der mich eben so sehr, ja noch mehr anreizte, als die Schönheit gethan hätte. Die jüngste, Jenni, machte auf mich einen lebhaften Eindruck. Ich komponirte für sie Petrarka's Romanze, und sang sie ihr beim Abschiede vor.

In den müßigen Stunden, die ich in einer Stadt, wo des Morgens alle Welt mit seinen Geschäften zu thun hat, haben mußte, erwachte in mir der Geschmack für die Dichtkunst wieder, und ich machte jetzt meine Epistel an die Dichter. Zur Unterhaltung dienten mir denn noch die Possen, die in Paris um diese Zeit gegen einen Mann gedruckt wurden, der für seine Unverschämtheit gezüchtigt zu werden verdiente, der es aber auch recht sehr wurde. Ich meine den Franc de Pompignan.

Literarische Verdienste, die groß für seine Provinz, aber mittelmäßig für Paris waren, konnten ihm doch hier Achtung erwerben, und diese hätte er friedlich genießen können, wenn er nicht zu sehr von seiner übermäßigen Eitelkeit, seinem Eigendünkel und seinem Ehrgeize eingenommen gewesen wäre. Die Akademien in Montauban und Toulouse hatten ihm zu sehr geschmeichelt; er war beklatscht worden, wenn er nur den Mund öffnete, selbst ehe er noch geredet hatte; Journale, deren Gunst er zu erschleichen, oder zu bezahlen wußte, rühmten ihn als einen Mann von Wichtichkeit, und unglücklicherweise war sein Uebermuth als

Kirchenpatron noch durch den Stolz eines Präsidenten des obern Gerichtshofs in Montauban vergrößert worden, so, daß er nur eine lächerliche Figur in jeder Hinsicht war. Der Meinung zu Folge, die er von sich hatte, hatte er es sehr tadelhaft gefunden, daß man ihm nicht gleich entgegen kam, als er den Wunsch bezeigte, in die französische Akademie aufgenommen zu werden, und als 1758 Saint-Palaye ihm vorgezogen ward, so ließ er die ganze Kränkung seines Stolzes merken. Zwei Jahre darauf bekam er alle Stimmen, und diese einstimmige Wahl ersparte ihm jede Bitterkeit. Allein statt der Bescheidenheit, die doch die größten Männer bei der Aufnahme darin wenigstens zum Scheine bezeugen, ließ er hier nichts als den Unmuth des beleidigten Stolzes, hämische Zanksucht und einen unbegreiflichen Gebieterton wahrnehmen. Der Unglückliche hatte sich's nun einmal in den Kopf gesetzt, ich weiß nicht was für eine Rolle in der Erziehung der Prinzen der königlichen Familie spielen zu wollen. Er wußte, daß der Dauphin, seinen Religionsgrundsätzen zu Folge, Voltairen nicht liebte, und die Encyklopädie mit ungünstigen Augen ansah, und nun machte er diesem Prinzen den Hof und glaubte sich bei ihm durch seine heiligen Oden empfohlen zu haben, deren Prachtausgabe den Verleger zu Grunde richtete. Daß er dem Dauphin das Manuscript der übersezten Georgika des Virgils anvertraute, hielt er für große Schmeichelei; denn das wußte er nicht, mit wem seine Eitelkeit zu thun hatte, daß die so ängst-

liche, in so holprigen, rauhen, zusammengequälten, und wenn man sie mit dem Meisterwerke der lateinischen Dichtkunst verglich, farben- und klanglosen Versen gearbeitete Uebersetzung vom Dauphin der Kritik unterworfen und ins Lächerliche gezogen wurde. Einen eben so glücklichen Wurf glaubte er damit zu thun, daß er öffentlich in der Rede bei seiner Aufnahme in die Akademie, die damals sogenannten Philosophen, und insbesondere Voltairen und die Mitarbeiter von der Encyklopädie angriff.

Als ich nach Bordeaux ging, hatte er so eben diesen Ausfall gethan, und der Erfolg, den er gehabt hatte, war gewiß nicht weniger erstaunenswerth, als seine Anmaßung selbst. Die Akademie hörte die beleidigende Rede schweigend an, das Publikum applaudirte, Pompignan ging triumphirend und vom eiteln Ruhme aufgeblasen fort.

Bald darauf ging gegen ihn der leichte Angriff der Pariser Schwänke los. Einer seiner Freunde, der mich besuchte, der Präsident Barbeau, sagte mir, daß der arme Herr de Pompignan das Mährchen von ganz Paris sey. Er zeigte mir die ersten so eben erhaltenen Blätter; sie enthielten das Wann und Warum, und ich merkte den Ton, die Wendung, die der Spaß nahm. — „Sie sind also ein Freund des Herrn Lefrank?“ fragte ich. — „Ach ja;“ war die Antwort. — „Da bedaure ich Sie; denn ich kenne die Spötter, die ihm auf dem Nacken sitzen. Da ist schon das Wann, das Warum. Das Wenn, das Aber, das Denn wird wie am

Schnürchen nachfolgen und ich sage es Ihnen voraus, man wird nicht eher ruhn, bis alle Partikeln durch sind.“ Die Strafe war noch ärger, als ich vorausgesehn hatte; man neckte ihn auf alle Art. Er wollte sich mit Ernst vertheidigen und wurde dadurch noch lächerlicher. Eine Bittschrift, die er bei dem König eingab, wurde ausgelacht. Voltaire schien sich zu verjüngen und sich auf seine Kosten zu versuchen. In Versen und Prosa war seine Bosheit rascher, treffender, fruchtbarer an witzigen, originellen Einfällen, als je. Ein beißender Einfall trieb und drängte den andern. Das Publikum lachte unaufhörlich auf Kosten des traurigen Lefrank. Er mußte sich einsperren, um nicht sein Liedchen singen zu hören, um nicht mit Fingern auf sich zeigen zu lassen und begrub sich endlich in seinem Schlosse, wo er starb, ohne es je wieder zu wagen, in der Akademie zu erscheinen. Ich habe, das sag ich offen, nie mit ihm Mitleiden gehabt. Nicht etwa, weil er den Angreifer machte, sondern weil sein Angriff so wichtig, so ernsthaft und, wie man hätte glauben sollen, auf nichts geringeres als auf den Untergang der Gelehrten selbst berechnet war, die er als Feinde des Staates und des Altars anklagte und bezeichnete.

Wir, ich und Gaulard, wollten jezt wieder nach Paris zurück. „Nun,“ sagte er, „machen wir denselben Weg zurück? oder wollen Sie nicht lieber die Reise über Toulouse, Montpellier, Nimes, Vaucluse, Aix, Marseille, Toulon, und

durch Lyon und Geneve machen, wo wir Voltaire sehen könnten, der meinen Vater kannte?" Es versteht sich, daß ich ihn mit Freuden für seinen Vorschlag umarmte, und vor der Reise schrieb ich an Voltaire.

In Toulouse traten wir bei einem vertrauten Freunde der Madame Gaulard, Herrn de Saint-Amant, einem Mann von alter Offenheit und Höflichkeit ab, der in dieser Stadt einen sehr guten Posten begleitete. Ich selbst fand hier keinen von meinen Bekannten mehr, im Gegentheil hatte ich sogar Mühe, die Stadt wieder zu erkennen, so sehr wurde sie, durch Vergleichung und durch die Gewohnheit Paris zu sehn, in meinen Augen verkleinert.

Von Toulouse bis Beziers richteten wir unser Augenmerk darauf, den Kanal von Languedok zu sehn. Für mich war es auch wirklich ein Gegenstand der Bewunderung, weil ich hier Größe und Einfachheit vereint sahe, zwei Züge, die sich nie zeigen, ohne Staunen zu erregen.

Die Vereinigung zweier Meere, der Handel von dem einem ins andere, war das Resultat von zwei oder drei großen Gedanken, die das Genie zu vereinen gewußt hatte. Die erstere war die, eine unermeßliche Wassermasse in eine Art von Kessel zu leiten, den die Gebirge auf der Seite von Revel, einige Meilen von Carcassonne bilden, um daraus immer den Kanal zu versorgen. Die zweite betraf die Wahl einer Erhöhung, die zwar niedriger, als der Wasserbehälter war, aber doch

auf einer Seite das Thal bis nach Toulouse, auf der andern bis nach Beziers so überragte und beherrschte, daß die Gewässer des Behälters bis dahin durch einen natürlichen Abhang geleitet wurden, die gleichsam schwebend, eine große Horizontalfläche bildend, auf der einen Seite sich nur bis gegen Beziers, auf der andern nur bis Toulouse zu ergießen brauchten, um theils den Kanal zu speisen, theils die Barquen dort in die Orbe, hier in die Garonne zu bringen. Endlich die dritte und zwar die Hauptidee war die Erbauung von Schleusen in allen Punkten, wo die Boote hinauf oder herunter gehen mußten. Die Wirkung dieser Schleusen ist, wie man weiß, die Barken aufzunehmen, und indem sie sich nach Belieben anfüllen oder ausleeren, so in doppeltem Sinne als Sprossen einer Leiter zu dienen, um auf die Wasserfläche des Kanals hinauf oder von ihr herunter zu gelangen.

Ich schweige von der Vorsicht, der Erfindsamkeit, die der Baumeister im Einzelnen anwendete, um die Quelle dieser Gewässer unversiegbar zu machen, ihre Menge auszumessen, ohne sie je, vom Laufe der benachbarten Flüsse abhängig, mit ihnen verbunden seyn zu lassen. Genug ich versäumte nicht, allen diesen Details nachzuspüren. Der Hauptgegenstand meiner Aufmerksamkeit war indessen der Bassin de Saint-Ferreol; es war die Quelle, der Behälter für den Kanal. Ein Kreis von Bergen, wie schon gesagt, 2222 Toisen im Umfang und 160 Fuß Tiefe bildete dieses Becken. Der enge Gebirgspaß wird von ei-

ner 36 Toisen dicken Mauer verschlossen. Wenn es voll war, so wälzten sich seine Gewässer wie Wasserfälle herab; bei trockner Witterung lassen die Rinnen kein Wasser herabfallen, man pumpt es dann aus dem Grunde auf folgende Art herauf.

In der Dicke des Dammes sind zwei Gewölbe angebracht, die vierzig Fuß von einander sich unter dem Behälter fortziehen. An dem einen sind in vertikaler Richtung drei kupferne Röhren vom größten Kaliber angebracht und durch sie fällt nun, wenn die Hähne geöffnet werden, das Wasser des Behälters in eine Wasserleitung, die im zweiten Gewölbe angebracht ist, so daß man, wenn man bis zu den Hähnen kommt, hundert und sechzig Fuß Wasser über dem Kopfe hat. Wir stiegen bis zu ihnen beim Schein einer großen Pechflamme hinunter, die unser Führer in einer Pfanne unterhielt. Eine andere Erleuchtung hätte der Bewegung der Luft nicht widerstanden, die nun die Explosion des Wassers bald hervorbrachte, als der Mann mit einem eisernen Hebeisen den Hahn der einen Röhre, dann der zweiten und endlich der dritten öffnete. Bei Eröffnung des ersten ließ sich unter dem Gewölbe der entsetzlichste Donner hören, und dieses Krachen erschallte zweimal mit verdoppeltem Grade bei den folgenden Malen. Ich glaubte, der Boden des Behälters würde bersten, die benachbarten Gebirge über unsere Häupter zusammenstürzen. Die Erschütterung, der Schreck, den uns, um offen zu sprechen, das Geräusch

verursacht hatte, hinderte uns dennoch nicht auch zu sehn, was unter dem zweiten Gewölbe vorging. Mitten unter dem Brüllen des unterirdischen Donners langten wir darin an und sahen, wie sich hier drei Ströme aus der Mündung der Röhren ergossen. Ich weiß keine Bewegung in der Natur, die mit der Gewalt verglichen werden könnte, mit welcher diese Wassersäule in schäumenden Wogen aus diesen Röhren stürzte. Ihnen vermochte das Auge nicht zu folgen; ohne betäubt zu werden, konnte man sie nicht ansehn. Der Rand der Wasserleitung, wo sich der Strom dahin wälzte, hat nur vier Fuß Breite und war mit glatten, feuchten, sehr schlüpfrigen Quadersteinen bekleidet. Hier standen wir nun blaß und unbeweglich. Wäre uns der Fuß ausgegleitet, so riß uns der Wasserstrom auf tausend Schritte weit in einem Augenblick dahin. Wir gingen zitternd fort und fühlten, daß die Felsen, an welche sich der Damm anlehnt, in einer Entfernung von hundert Schritten noch bebten.

Ich war nun ziemlich mit dem Mechanismus des Kanals vertraut, allein demohngeachtet staunte ich, als ich am Fuße des Hügels von Beziers eine Treppe von acht zusammenhängenden Schleusen sah, durch welche die Barken gleich leicht hinaufstiegen oder herunter gingen.

In Beziers traf ich einen meiner Freunde, einen alten Soldaten, Herrn de la Sabliere. Er hatte lange in Paris gelebt und sich nun in seiner Vaterstadt niedergelassen, um hier seine alten Tage

zu verleben. Seine Dienste verschafften ihm die verdiente Achtung. In dem herrlichen Aufenthalte, den er sich bereitet hatte, empfing er uns mit jener gaskonischen Fröhlichkeit, die bei ihm noch durch den Genuß eines beträchtlichen Wohlstandes, ein unbekümmertes, ruhiges Herz, Geschmack an Lektüre, etwas alte Philosophie und die berühmte, heilsame Luft von Beziers unterstützt wurde. Er erkundigte sich nach Neuigkeiten von la Popliniere, bei dem wir schöne Tage zusammen genossen hatten. „Ach," sagte ich, „den werden wir nicht wieder sehen, sein unglücklicher Egoismus hat ihn der Freundschaft vergessen lassen. Ich sage Ihnen etwas, was ich keinem entdeckt habe."

„Gleich nach der Heirath meiner Schwester bekam ich für ihren Gatten eine Stelle in Chinon, bei der Tabaksniederlage, ein leicht zu versehendes Amt, das meine Schwester, im Fall ihr Mann stürbe, behalten konnte. Die Einnahme war 100 Louis. La Popliniere erhielt für einen seiner Vettern um dieselbe Zeit das Amt des Einnehmers vom Transitozoll in Saumur, das bei unendlicher Rücksicht auf das Einzelne, bei unsäglichen Mühseligkeiten doch nicht mehr als 1200 Livres eintrug. La Popliniere bat mich, einen Tausch einzugehn, und berief sich auf das Schickliche, da sein Günstling in Chinon schon wohne. Da er mich darum als Freund bat, so trug ich kein Bedenken; ich suchte mich so gar zu überreden, daß die Talente meines Schwagers dort nur in ein Tabaksmagazin vergraben würden, während er sich bei

einer Einnahme, die einen verständigen, wachsamen, fleißigen Mann erfordere, bekannt, verdient machen und weiter kommen könne. Ich glaubte, ihm also kein Unrecht zu thun, und auf seine Kosten einmal großmüthig, war ich es bis zum Uebermaaße. Das Amt in Chinon trug doppelt soviel ein; la Popliniere bot also zur Entschädigung eine jährliche Rente von 1200 Livres an, und ich verlangte keine andere Schadloshaltung, als die Freude, ihn mir zu verbinden. Nun gut, um dies kleine Aemtchen, wo mein Schwager Ordnung, Thätigkeit, Pünktlichkeit eingeführt, das er noch mit dem eines Salzinspektors in der Folge vereinen durfte, hat sich ein anderer ohne mein Wissen beworben und mein Schwager hat es verloren." — „Und la Popliniere hat das so zugelassen?" — „Nun was sollte er denn machen?" — „Je zum Henker, hatte er denn unter seinen Kollegen kein Ansehn? Mußte er denn nicht wenigstens das erkennen und geltend machen, was Sie für ihn gethan haben?" — „Was werden Sie dazu sagen, wenn Sie hören, daß er selbst es war, der darum, ohne mir ein Wort zu sagen, für einen seiner Sekretaire anhielt und meinen Schwager daraus forttrieb?" — „Das ist nicht möglich!" — „O, es ist nur zu wahr; die Generalpächter haben mir es selbst gesagt." — La Sabliere war bestürzt und schwieg einige Minuten. „Freund," sagte er dann, „ich und Sie, wir haben ihn beide geliebt, nur daran wollen wir denken, und auf das Uebrige einen Schleyer wer-

fen! Wirklich wurde nun nur der alten Zeiten gedacht, wo uns la Popliniere der liebenswürdige Wirth war, nur der veränderlichen Gallerie von Auftritten, Charakteren gedacht, die vor unsern Augen bei ihm vorübergingen. „Ich verweile,“ meinte er, „noch gern bei der Erinnerung daran, aber wie bei einem Traum, aus dem man ohne Bedauern erwacht.“

Montpellier hatte nichts Anziehendes für uns, als seinen botanischen Garten, und selbst dieser bot nur angenehme Spaziergänge dar, denn von Botanik wußten wir einer so wenig als der andere. Dagegen verstanden wir uns auf hübsche Weiber, und hatten da die Freude, einige Brünetten mit den Augen zu verfolgen, die sehr anziehend schienen. Ein munteres Wesen, ein rascher Gang, verlockendes Auge war das, was sie auszeichnete. Vorzüglich fiel mir ihre nette Fußbekleidung auf, die überall eine glückliche Vorbedeutung ist.

In Nimes hofften wir auf Treu und Glauben der Reisenden und Künstler ganz von Bewunderung ergriffen zu werden, allein nichts setzte uns in Erstaunen. Bei manchen Dingen übertreibt der Ruf die Größe, die Schönheit so sehr, daß die davon in der Ferne gemachte Vorstellung beim Anblick in der Nähe nur zusammenschrumpfen muß. Das Amphitheater schien uns nicht groß, die Bauart überraschte uns durch nichts, als durch die massive Schwerfälligkeit. Der Anblick des viereckigen Hauses machte uns Freude, aber auch nur

so, wie sie eine regelmäßig gearbeitete Kleinigkeit erweckt.

Dagegen darf ich nicht vergessen daß wir in Nimes im Kabinet eines Naturforschers, Namens Seguier, eine Sammlung aschfarbiger Steine sahen, die, schichtweise durchgeschnitten, wie der Talk, die beiden Hälften eines versteinerten Fisches sehen ließ, dessen Gestalt sehr bestimmt ausgedrückt war. Das ist nun freilich nichts Wunderbares; dagegen aber war es das Folgende. Der Naturforscher versicherte mich nämlich, daß man diese Steine auf den Alpen fände, und die Fischart, welche darin angetroffen würde, nicht mehr in unsern Meeren existirte.

Quaerite, quos agitat mundi labor. (Lucan.)

Avignon wurde nur im Vorbeigehn gesehen, um uns in Vaucluse wieder entzücken zu können. Allein auch hier mußten wir die Idee herabstimmen, die wir uns von dem bezaubernden Aufenthalte Petrakas und seiner Laura gemacht hatten. Es ist mit Vaucluse, wie mit der castalischen Quelle, dem Peneus, dem Simois. Ihren Ruf verdanken sie den Musen, ihren wahren Reiz besitzen sie in den Versen, die sie berühmt machten. Nicht, als ob der Wasserfall von Vaucluse durch seine Stärke und das lange Rauschen zwischen den Felsen, die ihn zertheilen, nicht schön wäre. Aber mögen es die Dichter mir ja nicht übel nehmen, die Quelle davon ist doch gänzlich von allen Naturschönheiten entblößt; ihr Rand ist nackend, unfruchtbar, dürr, schattenlos, steil; erst am untern Theile der

Kaskade bekleidet sich das Ufer des Flusses mit einem lachenden Grün. Bevor wir indessen die Quelle verließen, setzten wir uns hin. Wir träumten, ohne mit einander zu sprechen, sahen nur auf die Ruinen, die uns Reste von Petrarkas Schlosse schienen, waren selbst einige Augenblicke in poetische Täuschung versetzt und glaubten unter diesen Ruinen die Schatten der beiden Liebenden herumirren zu sehn, die diesen Ufern ihren Ruhm erwarben.

Eine wahre Augenweide hingegen waren für uns die Umgebungen und der Bezirk eines kleinen Städtchens, das der Fluß von Vaucluse benetzt, dessen Mauern dieser bespült und ihm den Namen der Insel geben ließ. Zwischen zwei Reihen von Maulbeerbäumen und zwei Kanälen eines frischen, reinen und schnell fließenden Wassers gingen wir um dasselbe herum und glaubten wirklich eine bezauberte Insel zu sehn. Hübsche Gruppen junger Jüdinnen spazierten, wie wir, herum und beförderten die Täuschung, in die uns die Schönheit des Orts versetzt hatte. Herrliche Forellen und schöne Krebse, die man uns zum Abendessen im Wirthshause vorsetzte, wo sich unsere Promenade endigte, ließen auf die Freuden der Einbildungskraft, des Sehens, den Kitzel eines bisher unthätigen Sinnes folgen.

Die schöne Witterung, die uns so angenehm auf der ganzen Reise, von Paris an, begleitet hatte, verließ uns an den Grenzen der Provence. Das Land, wo es am seltensten regnet, wurde das

Gegentheil für uns. Durch Aix reisten wir nur durch, um Marseille und Toulon zu sehn; indessen mußten wir doch der Sitte wegen beim Gouverneur der Provinz einen Besuch abstatten, der in dieser Stadt seinen Aufenthalt hatte. Er, der unwürdige Sohn des Marschalls de Villars, empfing mich mit einer Höflichkeit, die mir bei einem andern geschmeichelt haben würde. Er drang in uns, das Frohnleichnamsfest abzuwarten; wir schlugen es aus, doch mußten wir versprechen, den Abend zuvor wieder da zu seyn, um dann den folgenden Tag die Prozession des Königs Renatus anzusehen.

Die beiden Häfen, der Marseiller für den Handel, der Touloner für die Kriegsmarine, waren für mich zwei Gegenstände des lebhaftesten Interesse, der lehrbegierigsten Aufmerksamkeit. Marseille war eine neu und sehr prächtig aufgebaute Stadt, die uns die kurze Zeit unsers Aufenthaltes über allerdings beschäftigen konnte; demohngeachtet zog nur der Hafen mit seinen Vertheidigunsanstalten, seinen Magazinen, und allen den Gegenständen des Handels, der jetzt durch den Krieg eingeschlummert war, um dann von neuem nach dem Frieden aufzublühen, unsere Aufmerksamkeit allein auf sich. Mit Toulon war es das Nämliche. Wir erkannten die Hand Ludwigs XIV. in den großen Anstalten, wo sich seine Größe abgedrückt hat te wo Ueberfluß an allem, was zur Erbauung und Ausrüstung der Schiffe nöthig ist, an eine ansehnliche Macht erinnerte.

Was hier den Anschein nach auf mich am meisten hätte wirken sollen, that es gerade am wenigsten. Einer meiner Wünsche war das offne Meer zu sehn; ich sahe es, aber in seiner Ruhe, und die Gemälde Vernets hatten es mir so treu abgebildet, daß nun die Wirklichkeit keinen Eindruck machte; meine Augen waren so daran gewöhnt, als ob ich an seinen Ufern geboren wäre.

Es schien als habe der Herzog de Villars uns zu Zeugen der Pracht machen wollen, die bei ihm den heil. Abend vor dem Frohnleichnamsfest Statt fand. Wir kamen Abends an und fanden hier die erste Gesellschaft aus der ganzen Stadt, Ball, großes Spiel und großes Souper.

Ueble Witterung raubte uns am folgenden Tage das Schauspiel, das man so sehr gerühmt hatte. Nur einige Pröbchen davon sahen wir, z. B. einen betrunknen Reffträger, der die Königin von Saba vorstellte, einen andern, den König Salomo, noch drei, die Weisen Könige; alle waren bis an die Ohren mit Koth bespritzt, dennoch hielt die Königin von Saba in ihren Sprüngen nicht weniger Takt, der Salomo hüpfte nicht weniger hinter ihr her. Ich wunderte mich über die Ernsthaftigkeit der Provenzalen, und wir bemühten uns aus allen Kräften, sie nachzuahmen; nur manchmal konnt ich mit Noth das Lachen verbeißen. Ich sahe nämlich unter diesen Personen einen, der am Ende einer langen Stange einen weißen Hader trug, während hinter ihm drei andere Gassenjungen sich wie Besoffene geberdeten, so oft der Kerl

mit seinem Lappen den Stock umkehrte. Ich fragte, was das für eine heilige Geschichte seyn sollte, die hier vorgestellt würde? „Sehn Sie denn nicht," antwortete mir der Bürger, den ich fragte, „daß es die drei Weisen sind, welche der Stern führt, und die sogleich vom Wege abkommen, sobald der Stern verschwindet." Ich hielt an mich; nichts dämpft die Lust zu Lachen so, wie die Furcht gesteinigt zu werden.

Der Gouverneur hatte sich ausbedungen, daß wir den Tag nach dem Feste erst nach dem Diner bei ihm abreisen sollten. Er machte sich's zur Ehre, dabei verdienstvolle Leute zu versammeln, an deren Spitze Herr de Monclar stand. Ich bezeugte dieser würdigen Magistratsperson die hohe Achtung, die ich schon für sie hegte, mit dem ungekünstelten Ausdruck des Gefühls, der nie der Schmeichelei ähnlich sieht. Er schien davon gerührt zu seyn und erwiederte meine Achtung mit viel Güte. Wie die Tafel bald aufgehoben war, beurlaubte ich mich bei dem Herzog de Villars mit aller der Dankbarkeit, die man sogar der Aufmerksamkeit und dem Diensteifer des Mannes nicht versagen darf, welchen man nicht achten kann.

Auf dem Wege von Aix nach Lyon stieß uns nichts Bemerkenswerthes auf, ausgenommen ein Zug von Ehrlichkeit bei der Wirthin in Tain, einem Dorfe nahe bei den Weinbergen von Hermitage, das durch seine Weine berühmt worden ist. Während man die Pferde wechselte, gab ich der Wirthin einen Louisd'or. „Madame," sagte ich,

„wenn Sie guten rothen Eremitagenwein haben, so lassen Sie mir sechs Bouteillen ab, und machen Sie sich hiervon bezahlt.“ Sie sah mich so an, als ob ihr mein Zutrauen Freude machte. „Guten rothen Wein habe ich nicht,“ sagte sie, „aber weißen von der besten Sorte.“ — Ich verließ mich auf ihr Wort, und es fand sich, daß der Wein, für den sie für die Bouteille nur funfzig Sols nahm, nichts weniger als Nektar war.

Da wir nun nach Geneve eilten, so nahmen wir uns nicht die Zeit, Lyon zu besuchen, sondern versparten uns die Freude, die Meisterwerke der Kunst in dieser großen Werkstätte des Luxus bei unserer Rückkehr zu bewundern.

Sonderbarer, origineller konnte wohl nichts seyn, als die Aufnahme bei Voltaire. Wie wir ankamen, lag er im Bette. Er streckte die Arme aus und weinte, als er mich umarmte, und eben so umarmte er auch den Sohn seines alten Freundes Gaulard. „Sie finden mich auf dem Todbette,“ sagte er. „Wollen Sie mir das Leben wieder geben, oder meinen letzten Seufzer empfangen?“ Mein Gefährte erschrack über diese Anrede. Ich aber hatte Voltairen hundertmal schon sagen hören, daß er im Sterben liege, und winkte also Gaulard, sich zu beruhigen. Wirklich ließ uns der Sterbende einen Augenblick darauf an sein Bette setzen. „Freund,“ sagte er zu mir, „wie freue ich mich, Sie zu sehen! und vollends jetzt, wo ich einen Mann besitze, den Sie mit Vergnügen hören werden. Es ist Herr de l'Ecluse, Zahnarzt

des verstorbenen Königs von Pohlen, und jetzt der Besitzer eines Rittergutes bei Montargis. Er hatte die Güte hierher zu kommen, um die keiner Ausbesserung fähigen Zähne der Madame de Denis auszubessern, und es ist ein herrlicher Mann. Aber Sie müssen ihn wohl kennen." — „Der einzige l'Ecluse, den ich kenne, ist ein Mitglied der alten komischen Oper!" war meine Antwort. — „Das ist er, das ist er, Freund! Wenn Sie ihn kennen, da werden Sie auch den Scherenschleifer von ihm gehört haben, den er so herrlich spielt und singt." Und in demselben Augenblicke fängt Voltaire an, es dem Herrn de l'Ecluse nachzumachen. Mit nackenden Armen und seiner Gottesackerstimme spielt er den Scheerenschleifer und singt dazu. Wir lachten aus vollem Halse. Er meinte ganz ernsthaft: „Ja, ich ahme ihm nur schlecht nach; Herrn de l'Ecluse muß man hören. Und sein Spinnermädchenlied; und das Lied des Postillions! und den Zank der Schottländerinnen mit Vadé; wenn er das singt, das ist die Natur selbst. Er wird Ihnen viel Vergnügen machen. Besuchen Sie Madame Denis. Ich will, so krank ich bin, aufstehen, und zu Mittag mit Ihnen speisen. Wir werden hier den Herrn de l'Ecluse hören. Die Freude, Sie zu sehn, hat mein Uebel auf eine Zeit aufgehoben, ich fühle mich ganz neu belebt."

Madame Denis empfing uns mit der Herzlichkeit, die den Reiz ihres Charakters ausmachte. Sie stellte uns den Herrn de l'Ecluse vor, und

Voltaire munterte diesen durch die schmeichelhaftesten Lobsprüche auf, auch uns die Freude, ihn zu hören, zu machen. Er bot sein ganzes Talent auf und wir schienen bezaubert. Das war auch nothwendig, denn Voltaire würde uns einen gemäßigten, kalten Beifall nie verziehen haben.

Auf dem Spaziergange in seinen Gärten sprachen wir von Paris, dem Merkur, der Bastille, (wovon er nur zwei Worte erfuhr), dem Theater, der Encyklopädie und dem unglücklichen Lefranc, den er immer noch durchhechelte. Sein Arzt hatte ihm, wie er sagte, verordnet, den Pompignan alle Morgen statt der Bewegung eine oder zwei Stunden zu hetzen. Er trug mir auf, unsere Freunde zu versichern, daß sie alle Tage eine neue Posse von ihm bekommen sollten; und er hielt sein Versprechen getreulich.

Nach dem Spaziergange spielte er einige Parthieen Schach mit Herrn Gaulard, der ihn aus Ehrerbietung gewinnen ließ. Dann kam er aufs Theater und auf die Revolution, die hier die Clairon bewirkt hatte, zu sprechen „Das ist also wohl," sagte er, „ein wahres Wunder, diese Veränderung, die mit ihr vorgegangen ist?" — „Ein neues Talent," erwiederte ich, „Vervollkommnung der Kunst, oder besser die Natur selbst, so wie sie Ihnen die Einbildungskraft in ihrer größten Schönheit schildern kann." Mein Ausdruck wurde beseelter, mein Ideengang schwungvoller, um ihn fühlen zu lassen, wie sie in den verschiedenen Charakteren ihrer Rollen mit Wahr-

heit, mit einer hohen Wahrheit Kamilla, Roxane, Hermione, Ariane, und besonders die Elektra selbst gewesen war; ich erschöpfte meine ganze Beredtsamkeit, um ihm den Enthusiasmus für die Clairon einzuflößen, der mich selbst erfüllte, und ich freute mich schon über die Rührung, die ich ihm verursachte. „Ach," nahm er endlich ganz entzückt das Wort, „es ist mit ihr eben so, wie mit Madame Denis. Diese hat auch erstaunliche, unglaubliche Fortschritte gemacht. Ich wünschte nur, daß Sie sie die Zaire, Alzire, Idamé spielen sähen. Das Talent kann nicht weiter gehn." Madame Denis in der Zaire mit der Clairon verglichen! Ich fiel aus den Wolken. Da sieht man, daß sich der Geschmack so ganz den Gegenständen anschmiegt, die er genießen kann; daß jener weise Grundsatz:

Wenn man nicht das hat, was man liebt,
So liebe man, was man doch hat;

nicht nur ein Wink der Natur, sondern selbst eines der Mittel ist, die sie sich vorbehält, um uns Vergnügen zu machen.

Wir machten noch einen Spaziergang, und während sich Voltaire mit Gaulard über die alte Verbindung mit dessen Vater unterhielt, plauderte ich mit Madame Denis, und erinnerte sie an die guten Zeiten.

Abends brachte ich Voltaire auf das Kapitel vom König von Preußen. Er sprach von ihm mit jener kalten Großmuth, wie ein Mann, der eine kleinliche Rache verschmäht, oder nicht mehr getäusch-

ter Liebhaber der Geliebten, die er verließ, die rasenden Ausbrüche ihres Aergers und ihrer Wuth verzeiht.

Die Unterhaltung beim Souper betraf Gelehrte, die er am meisten schätzte. Ich konnte denn auch leicht darunter diejenigen unterscheiden, welche er aus Herzensgrunde liebte. Dies waren gerade nicht die, welche sich am meisten rühmten, bei ihm in der höchsten Gunst zu stehen. Vor dem Schlafengehen las er uns zwei neue Gesänge aus der Pucelle vor, und Madame Denis ließ uns bemerken, dies sey der einzige Tag, den er, ohne wieder in sein Kabinet zu gehen, zugebracht habe, seitdem er im Delices wohne.

Den folgenden Morgen waren wir so bescheiden, ihm wenigstens einen Theil des Morgens zu lassen, und ließen ihm sagen, wir würden warten, bis er klingle. Um eilf Uhr war er sichtbar, aber noch im Bette. „Junger Mann," sagte er zu mir, „ich hoffe doch, Sie werden die Poesie nicht liegen lassen. Sagen Sie mir doch, was sind denn Ihre neuesten Produkte? Ich sage Ihnen ja alles, was ich weiß, nun muß die Reihe an Sie kommen."

Ich stand jetzt schüchterner vor ihm, als je, sey's nun, daß ich das unbefangene Zutrauen des Jünglingsalters verloren hatte, sey's, daß ich jetzt besser, als je fühlte, wie viel zu guten Versen gehöre. Mit Mühe entschloß ich mich, ihm meine Epistel an die Dichter herzusagen. Er war sehr zufrieden damit, und fragte, ob sie in Paris

bekannt wäre? Ich antwortete, „nein“. „Sie müssen Sie zur Preisbewerbung bei der Akademie eingeben, sie wird Aufsehen machen.“ Ich stellte ihm vor, meine kühnen Behauptungen darin würden viele Leute kopfscheu machen. „Ich kannte eine achtbare Dame,“ sagte er, „die einmal beichtete, sie habe erst über freche Zudringlichkeit geschrien, und dann sey ihr doch der Ausruf entfahren: es ist ein allerliebster Unverschämter! die Akademie wirds gerade so machen.“

Vor dem Diner führte er mich nach Genf, um da einige Besuche abzustatten; und als die Rede auf seinen Umgang mit den Genfern kam, sagte er: „Es ist recht angenehm, in einem Lande zu wohnen, wo die Souveräne sich unsere Wagen ausbitten lassen, wenn sie bei uns zu Tische kommen wollen.“

Sein Haus stand den letztern offen; sie brachten hier ganze Tage zu, und da beim Eintritt der Nacht die Stadtthore geschlossen und erst den folgenden Morgen wieder geöffnet wurden, so mußten die, so bei ihm soupirten, hier oder in den Landhäusern schlafen, von denen die Ufer des Sees bedeckt sind.

Unterwegs fragte ich, wie doch die Genfer sich so fast ohne alles Gebiet, ohne große Begünstigung des Handels mit Fremden so bereichert haben? „Sie verfertigen,“ sagte er, „Räderwerke zu Uhren, lesen eure Zeitungen und benützen eure dummen Streiche. Die Leute hier

wissen den Gewinn eurer Anleihen aufs Haar zu berechnen.

Bei dieser Gelegenheit fragte er mich, was ich von Rousseau hielt? Ich erwiederte, in seinen Schriften sey er, meiner Meinung nach, nichts weiter als ein beredter Sophist, in seinem Charakter ein mächtiger Cyniker, der in seiner Tonne vor Stolz und Aerger bersten würde, sobald man die Augen von ihm wegwendete. Von seinem Vorsatz, diese Rolle zu spielen, war mir eine Anekdote bekannt, die ich jetzt erzählte.

Aus einem Briefe des Rousseau an Malesherbes sieht man, in welchem Anfall von Begeisterung und Enthusiasmus er auf die Grille gerathen war, sich gegen die Künste und Wissenschaften zu erklären. „Ich wollte," schreibt er in der Erzählung, die er von diesem Wunderwerk gemacht hat, „Diderot, der gerade in Vincennes gefangen saß, besuchen. In meiner Tasche hatte ich den Merkur, um ihn auf dem Wege dahin durchzublättern. Ich stieß auf die Frage der Akademie von Dijon, die die zu meiner ersten Schrift Anlaß gab. Wenn je etwas einer unvermutheten Begeisterung ähnlich sah, so war es die Bewegung, die mich bei dieser Lektüre ergriff. Tausend Blitzstrahlen blendeten auf einmal meinen Geist; ganze Massen lebhafter Ideen drängten sich mir auf einmal mit einer Stärke und zugleich in einem Halbdunkel auf, die mich in einen unbeschreiblichen Taumel versetzten. Mein Kopf war betäubt, wie im Zustande des Rausches; ein heftiges Herzklopfen beklemmte

und hob mir wechselsweise die Brust. Gehen konnte ich nicht mehr; ich sank unter einem Baume am Wege nieder und brachte hier eine halbe Stunde in einer solchen Bewegung zu, daß ich beim Aufstehen meine Weste mit Thränen benetzt sah, ohne es doch gefühlt zu haben, als ich Thränen vergossen hatte."

Da ist nun eine beredt geschilderte Entzückung, und hier das Faktum, wie mir es Diderot in seiner nackten Einfalt erzählte, und wie ich es Voltairen mittheilte.

„Ich saß (Diderot spricht jetzt) in Vincennes gefangen und Rousseau besuchte mich. Er hatte mich zu seinem Aristarch gemacht, wie er mir selbst gestand. Eines Tages gingen wir mit einander spazieren und er erzählte mir, daß die Akademie von Dijon so eben eine interessante Frage aufgeworfen habe, die er wohl zu bearbeiten Lust habe. Es wäre diese: Hat die Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften dazu beigetragen, die Sitten zu verbessern?" „Was sagen Sie dazu?" fragte ich ihn. — „Daß die Frage zu bejahen," war seine Antwort. — „Das ist eine Eselsbrücke, ein ausgetretnes Gleis," versetzte ich. „Alle mittelmäßigen Köpfe schlagen den Weg ein, Sie finden hier nur gemeine Ideen, während die entgegengesetzte Behauptung der Philosophie und Beredsamkeit ein neues, reiches, fruchtbares Feld anbietet." — „Sie haben Recht," sagte er, nachdem er einen Augenblick darüber nachgedacht hatte. „Ich werde Ihrem Rathe fol-

gen.“ „Seit diesem Augenblicke,“ setzte ich hinzu, „war also seine Rolle, seine Maske entschieden.“

„Was Sie mir sagen, befremdet mich gar nicht, sagte Voltaire. „Der Mann ist Unnatur vom Kopf bis zu den Füßen, verlarvt an Verstand und Herzen. Indessen mag er immer bald den Stoiker, bald den Cyniker spielen; er giebt jeden Augenblick eine Blöße, und muß endlich unter seiner Maske ersticken.“

Unter den Genfern, die ich bei ihm sah, waren der Chevalier Hubert und der Buchhändler Cramer die einzigen, die mir behagten, und denen ich behagte. Mit beiden ließ sich leicht umgehn; beide zeigten viel jovialischen Humor und ungekünstelten Witz, was in ihrer Vaterstadt ziemlich selten war. Cramer, sagte man mir, spiele nicht übel tragische Rollen. Er war der Orosman der Madame Denis und dies Talent erwarb ihm die Freundschaft Voltaires, und den Verlag seiner Werke, d. h. Millionen. Hubert besaß ein weniger nützliches, aber in seiner Geringfügigkeit doch unterhaltendes und angenehmes Talent. Man hätte sagen sollen, seine Augen säßen in den Fingerspitzen. Die Hände auf dem Rücken, schnitt er eine Silhouette so ähnlich, ja noch ähnlicher aus, als wenn er sie mit Bleistift gezeichnet hätte. Voltaires Figur war seiner Einbildungskraft so lebhaft eingeprägt, daß ihn seine Schere, er mochte abwesend oder gegenwärtig seyn, wachend, träumend, schreibend, in Bewegung, kurz in allen Stellungen abbildete. Ich habe von ihm Landschaften in

weißem Papier ausgeschnitten gesehn, wo die Perspektive mit einer ans Wunderbare gränzenden Kunst beobachtet war. Diese beiden liebenswürdigen Genfer waren die kurze Zeit über, die ich in Delices zubrachte, der gewöhnlichste Besuch.

Voltaire wollte uns sein Schloß Tornay, eine Viertelmeile von Genf, zeigen, wo sein Theater war. Wir fuhren den Nachmittag dahin. Es war ein kleines, ziemlich vernachlässigtes Herrnhaus, aber mit einer bewundernswürdigen Aussicht. Im Thale des Genfer Sees, umgeben von Lusthäusern und durch zwei große Städte begränzt; weiterhin in der Ferne eine Bergkette, die sich auf dreßig Meilen hinstreckte, und der Montblanc mit nie zerschmelzendem Schnee und Eis bedeckt; das ist die Aussicht, die man hier genießt. Hier sah ich das kleine Theater, das für Rousseau ein Dorn im Auge war, und wo sich Voltaire dafür tröstete, daß er nicht das mehr sehen konnte, was noch ganz von seinem Ruhm erfüllt war. Die Vorstellung, daß diese Freude ihm auf eine so ungerechte, so tyrannische Art verwehrt war, durchdrang mich mit Schmerz und Unwillen. Es ist möglich, daß er dies bemerkte. Mehr als einmal wenigstens sprachen seine Bemerkungen meinen Gedanken zu, und auf dem Rückwege sprach er mit mir nur von Versailles, von meinem langen Aufenthalte daselbst, von der Güte, die ihm einst Madame de Pompadour erzeigt hatte. „Sie liebt Sie noch,“ sagte ich, „sie hat es mir oft wiederholt. Aber bei ihrer Schwäche wagt oder vermag sie nicht

alles, was sie will. Die Unglückliche wird nicht mehr geliebt, und vielleicht beneidet sie das Loos der Madame Denis und wäre gern bei Ihnen." — „Sie kann kommen," rief er mit Feuer; „kann sich mit uns im Trauerspiel zeigen. Ich will für sie Rollen von Königinnen schreiben, sie ist schön und muß gewiß mit dem Spiel der Leidenschaften bekannt seyn." — „O sie kennt auch innigen Schmerz und bittere Thränen!" — „Desto besser. Das ist gerade, was wir brauchen," rief er, wie entzückt darüber, eine neue Schauspielerin zu haben. Und wirklich hätte man sagen sollen, er sähe sie schon ankommen. „Nun da sie Ihnen ansteht," sagte ich, „so lassen Sie es nur gehen. Ist es mit dem Theater in Versailles zu Ende, so soll sie von mir hören, daß das Ihrige auf sie wartet."

Dieser romanhafte Traum machte allen Freude. Die Sache schien nicht unwahrscheinlich, und Madame Denis, die sich darin ebenfalls verlor, bat schon ihren Onkel, ihr ja nicht damit zu kommen, daß sie der neuen Aktrice ihre Rollen abtreten solle. Er ging für einige Stunden in sein Kabinet; und Abends beim Souper gaben den Stoff zur Unterhaltung Könige und Maitressen. Voltaire verglich die Galanterien des ehemaligen und des jetzigen Hofes mit einander und entfaltete dabei sein reichhaltiges Gedächtniß, dem kein anziehender Gegenstand entschlüpfte. Die geheime Geschichte der beiden Regierungen und des Zeitraumes der Minderjährigkeit zwischen jenem, von Frau de la Valliere an bis auf die Frau von Pompadour, ging mit

einer Geschwindigkeit und einer Lebhaftigkeit der Züge und des Colorits vor unsern Augen vorüber, die fast verblendete; und demohngeachtet machte er sich Vorwürfe darüber, daß er dem Hrn. de l'Ecluse die Augenblicke geraubt habe, die dieser angenehmer hätte ausfüllen können. Er bat ihn, uns durch einige Scenen aus den Schottländerinnen zu entschädigen und lachte darüber, wie ein Kind.

Den folgenden Tag, als den letzten unsers Aufenthalts bei ihm, ließ er mich des Morgens rufen und gab mir ein Manuscript. „Gehen Sie," sagte er, „in mein Kabinet, und lesen Sie das. Sie sollen mir Ihre Meinung sagen." Es war der so eben geendigte Tancred. Ich las ihn; mit Thränen auf den Wangen kam ich zurück und sagte ihm, er habe nie etwas Anziehenderes geschrieben. „Wem würden Sie die Rolle der Amenaide geben?" fragte er. — „Der Clairon, der erhabnen Clairon, und ich verspreche Ihnen einen Erfolg, der wenigstens dem der Zaire gleich kommt." — „Ihre Thränen," fing er wieder an, „sagen mir wohl, was mich am meisten zu wissen interessirte; aber ist Ihnen nichts im Gange der Handlung aufgestoßen?" — „Ich habe nichts zu bemerken gefunden, als das, was Sie Stubenkritiken nennen. Auf der Bühne wird man zu sehr gerührt seyn, um an sie zu denken." Glücklicherweise fragte er nicht nach dem Styl; ich hätte ihm meine Meinung darüber verhehlen müssen; denn dieser zu Folge war der Tancred

bei weitem nicht so gut, wie seine bessern Trauerspiele geschrieben. Im geretteten Rom, dem Chinesischen Waisen fand ich noch den schönen Versbau der Zaire, der Merope, des Todes Cäsars; im Tancred aber glaubte ich seinen Styl gesunken, matte, gedehnte, mit jenen überflüssigen Worten ausgefüllte Verse, die den Mangel an Kraft und Stärke verstecken sollen, mit einem Worte, ich glaubte den alternden Dichter zu sehen. Es ging ihm gerade wie Corneillen. Der Styl seiner Dichtkunst war auch das, was zuerst alterte, und nach dem Tancred, wo das Feuer seines Genies noch manchmal aufglimmte und Funken sprühte, erlosch es gänzlich.

Ueber unsere bevorstehende Abreise betrübt, wollte er uns am letzten Tage keinen einzigen Augenblick entziehen. Unsere Unterhaltungen beim Spazierengehen betrafen seinen Wunsch, mich in der französischen Akademie aufgenommen zu sehn, Lobsprüche über meine Erzählungen, die ihm, wie er sagte, die angenehmste Lektüre gewährten, endlich meine Analyse des Rousseauschen Briefs an d'Alembert über die Schauspiele, eine Widerlegung, die ihm keines Widerspruchs fähig, und aus welcher er sehr viel zu machen schien. Ich fragte, ob sich Genf über den wahren Beweggrund seines Briefes hätte täuschen lassen? „Ach,“ sagte er, „Rousseau ist in Genf besser, als in Paris bekannt. Hier läßt man sich nicht durch seinen trügerischen Eifer, durch seine falsche Beredtsamkeit hintergehen. Er will mir zu Leibe, das springt in die

Augen. Von einem übermäßigen Stolze besessen, säh er es gern, daß man in seinem Vaterlande nur von ihm spräche. Ich verdunkle ihn, und darum gönnt er mir die Luft nicht, die ich einathme. Besonders ist ihm das unausstehlich, daß ich bisweilen die Genfer belustige und ihm dadurch die Augenblicke entziehe, wo man an mich und nicht an ihn denkt.

Wir wollten mit Tagesanbruch, sobald die Stadtthore geöffnet und Postpferde zu haben seyn würden, abreisen, und beschlossen daher mit Madame Denis und den Herren Hubert und Cramer uns das Vergnügen zu machen, so lange aufzubleiben und mit einander zu plaudern. Voltaire wollte durchaus mit von der Parthie seyn, und wir drangen umsonst in ihn, sich niederzulegen. Er war noch munterer als wir, und las uns noch einige Gesänge von seiner Jeanne d'Arc vor. Für mich hatte dies unaussprechlichen Reiz. Wenn nämlich Voltaire heroische Verse, meinem Gefühl nach, mit einem zu monotonen Nachdrucke, zu sehr hörbaren Rhythmus vorzutragen schien, so las wohl niemand komische und gewöhnliche Verse mit so viel Ungezwungenheit, Feinheit und Grazie, als er. Seine Augen, sein Lächeln hatten einen Ausdruck, den ich bei niemanden, als bei ihm sah. Ach, es war für mich sein Schwanengesang, ich sollte ihn erst auf dem Sterbebette wieder sehen.

Unser wechselseitiges Lebewohl war bis zu Thränen rührend, und von meiner Seite noch

mehr, als von der seinigen. Und das sehr natürlich. Denn meine Dankbarkeit, alle die Gründe, die mich ihn lieben hießen, abgerechnet, ließ ich ihn in der Verbannung zurück.

In Lyon widmeten wir einen Tag der Familie Fleurieu, die mich in Tourette, ihrem Landhause, erwartete. In den zwei folgenden Tagen besahen wir die Stadt. Wir verfolgten schnell alle die Kunstarbeiten, die den Reichthum dieser blühenden Stadt begründeten, von der einfachen Verwebung des Goldes mit Seide an, bis zur Verfertigung der reichsten Stoffe. Die Fabrikhäuser, das Rathhaus, das schöne Hospital de Charité, die Jesuiterbibliothek, das Karthäuserkloster, das Schauspielhaus, zogen unsere Aufmerksamkeit an sich.

Ich erinnere mich hier, daß mich Demoiselle Destouche, die Schauspieldirektrice, bei meiner Durchreise nach Genf fragen ließ, welches von meinen Trauerspielen ich nach der Rückkehr zu sehn wünschte. Ich empfand diese Höflichkeit, dankte aber dafür, und bat mir das Trauerspiel von Voltairen aus, das am besten einstudirt wäre. So gab man Alzire.

Während sich so meine Epikuräische Philosophie in der Provinz vergnügte, schlief der Haß meiner Feinde in Paris auch nicht ein. Als ich ankam, hatte d'Argental und seine Gemahlin, wie ich erfuhr, das Gerücht verbreitet, ich stehe beim Könige sehr übel angeschrieben, die Akademie könne mich immer wählen, Se. Majestät würde doch Ihre Zustimmung verweigern. Meine Freunde waren

darüber betroffen, und wenn mir so viel daran gelegen hätte, mich in der Akademie zu sehn, wie ihnen, so wär ich sehr unglücklich gewesen. Indessen ich versicherte sie, daß ich, trotz aller Intrigue, die Stelle erhalten würde, von der man mich ausschließen wolle, und erklärte ihnen, daß ich übrigens stolz genug seyn würde, wenn ich sie nur verdient hätte, selbst ohne sie zu bekommen. Ich arbeitete also an der Beendigung meiner Pharsalischen Schlacht und französischen Poetik; gab die Epistel an die Dichter zur Preisbewerbung bei der Akademie ein und dichtete zu meinen Erzählungen, so oft sie wieder aufgelegt wurden, einige neue hinzu.

Die Aufnahme meiner Epistel an die Dichter war ganz, wie es Voltaire vorhergesagt hatte, indessen trug sie nicht ohne Mühe über zwei schätzbare Arbeiten den Preis, den sie ihr streitig machten, davon; die eine war die Epistel ans Volk von Thomas. Die andere, die Epistel über die Vortheile der Einsamkeit für Gelehrte vom Abbé Delille. Dieser Umstand meines Lebens ist wichtig genug, um dabei einen Augenblick zu verweilen.

Kaum hatte ich meine Epistel eingegeben, als Thomas mir die seinige, zu gleichem Zweck bestimmt, nach seiner Gewohnheit mittheilte. Ich fand sie schön, in einem edlen, festen Vortrag, und hielt es wenigstens für sehr möglich, daß sie der meinigen könnte vorgezogen werden. „Freund,“ sagte ich, nachdem ich sie gehört und ihr vielen

Beifall gespendet hatte, „ich muß Ihnen meinerseits ein Geständniß ablegen, aber unter zwei Bedingungen: Sie müssen die strengste Verschwiegenheit beobachten, das ist die eine; dann müssen Sie, das ist die zweite, wenn Sie es wissen, keinen Gebrauch davon machen, d. h., sich so benehmen, als hätte ich Ihnen nichts gesagt. Ich verlange Ihr Wort.“ — Er gab es. — „Jetzt hören Sie,“ fuhr ich fort: „Auch ich habe etwas eingegeben.“ — „Da nehme ich meine Arbeit zurück.“ — „Das will ich, aus zweierlei Ursachen, nicht. Einmal ist es sehr möglich, daß die meinige, als ketzerisch, abgewiesen wird und den Preis nicht erhält; Sie sollen darüber selbst urtheilen. Und dann ist's ja nicht entschieden, daß meine Arbeit besser, als die Ihrige ist. Ich will Ihnen den Preis nicht stehlen, der Ihnen vielleicht zugehört. Ich halte mich da an Ihr gegebenes Wort. Hören Sie meine Epistel.“ — Er that's und gab zu, sie habe gewagte und gefährliche Stellen. So waren es nun zwei Nebenbuhler und zugleich zwei Vertraute, die mit Delille um den Preis rangen.

An einem der Tage, wo die Akademie mit Prüfung der eingereichten Arbeiten und Zuerkennung des Preises beschäftigt war, fand ich Duclos in der Oper und fragte ihn nach Neuigkeiten dieser Art. „Ach reden Sie mir nichts von der Akademie!“ rief er. „Ich glaube, daß die diesmalige Preisbewerbung sie in Feuer und Flammen setzen wird. Drei Stücke, dergleichen man nicht viele zu sehen bekommt, bewerben sich um den Preis.

Das Verdienst von zweien darunter ist unbezweifelt, jedermann gesteht es ein; aber das dritte verdreht uns die Köpfe. Ein junger Tollkopf, voller Muth und Feuer, schont nichts darin, trotzt allen literarischen Vorurtheilen, spricht von Dichtern als Dichter, schildert alle mit den ihnen eignen Farben, und mit einer unbeschränkten Freimüthigkeit, wagt es, den Lukan zu loben, den Virgil zu tadeln, den Tasso für Boileaus Verachtung zu rächen, und Boileau selbst zu würdigen, auf seinen wahren Werth herabzusetzen. D'Olivet ist rasend darüber. Er sagt, die Akademie würde sich entehren, wenn sie die insolente Schrift krönte, und das wird doch der Fall seyn, denk ich." Er ward's. Als ich indessen den Preis in Empfang nahm, schwur d'Olivet, daß er es mir zeitlebens nicht verzeihen würde.

Es war, glaub ich, um diese Zeit auch, daß ich die Uebersetzung der Pharsalischen Schlacht herausgab. Mein Studium war nun zwischen Rhethorik und Poetik getheilt, und nur bisweilen raubten ihm meine Erzählungen einige Augenblicke. Auf dem Lande war mir diese Art, mich in die romantische Welt hinein zu träumen, vorzüglich günstig, und manchmal ließ mich der Zufall auf recht glückliche Gegenstände treffen. So brachte ich einst den Abend in Besons zu, wo Herr de Saint-Florentin ein Landhaus besaß. Ich soupirte bei ihm, und man sprach von meinen Erzählungen. „Es hat sich hier im Dorfe etwas ereignet, woraus Sie vielleicht etwas Anziehendes

machen können," sagte er. Er erzählte mir mit Kurzem, ein junger Bauer und eine junge Bäuerin, beide Geschwisterkind, hätten sich geliebt, das Mädchen sey schwanger geworden, und da weder der Pfarrer, noch der Official zur Heirath seine Einwilligung geben wolle, habe er denn endlich, darum angegangen, die Dispensation in Rom auszuwirkt. Ich gab zu, daß dies Sujet in der That, gehörig bearbeitet, interessant werden könnte. In der Nacht fiel es mir, als ich allein war, wieder ein, und bemächtigte sich meiner Phantasie so, daß ich in einer Stunde alle Gemälde, alle Auftritte, selbst die Personen, wie ich sie nachher geschildert habe, gezeichnet und meinen Augen wie vergegenwärtigt waren. Der Styl kostete mir bei solchen Schriften damals wenig Mühe; die Worte flossen mir in die Feder, und wenn die Erzählung in meinem Kopfe fertig war, so hatte ich sie auch so gut wie geschrieben. Statt zu schlafen, träumte ich die ganze Nacht davon. Ich sah und hörte Annetten und Lubin so deutlich sprechen, als wenn die Täuschung nichts als die frische Erinnerung von dem wäre, was ich gestern Abend gesehen hätte. Als ich bei Tagesanbruch aufstand, durfte ich nur das Geträumte aufs Papier hinwerfen, und meine Erzählung war so fertig, wie sie nachher gedruckt wurde.

Nachmittags fragte man mich vor dem Spazierengehn, wie das oft auf dem Lande der Fall war, ob ich nichts vorzulesen habe, und ich las Annette und Lubin. Das Erstaunen der ganzen

Gesellschaft und vollends die Freude des Herrn de Saint-Florentin, daß ich aus seiner Skizze in so kurzer Zeit ein Gemälde verfertigt habe, war unbeschreiblich. Er wollte die wirkliche Annette mit ihrem Gatten kommen lassen, allein ich bat ihn, mich damit zu verschonen, sie in der Wirklichkeit zu sehn. Als man nachher aus der Erzählung eine komische Oper machte, wurden sie indessen dazu eingeladen, sich auf der Bühne zu sehen. Man räumte ihnen eine Loge ein, und sie wurden sehr lebhaft beklatscht.

Meine auf diese Dichtungsart hingelenkte Einbildungskraft war für mich auf dem Lande eine Art von Zauberin, die mich, sobald ich allein war, mit ihren Phantomen umgaukelte. Bald war dies der Fall in Malmaison, am Ufer eines Baches, der mit schnellem Falle einen Hügel herabschießt und sich in langen Krümmungen unter grünenden Lauben und durch blumenreiche Rasen hinschlängelt; bald in Croix-Fontaine an einem von der Seine bespülten Ufer, wo sie, um das Auge zu ergötzen, einen unermeßlichen Halbzirkel beschreibt und bald in den schönen Alleen von Saint-Assise, oder auf der langen Terrasse, auf welcher das Auge weithin das majestätische Bette der Seine und seinen ruhigen Lauf übersehen kann.

Auf diesen Landhäusern schien man meine Gegenwart zu wünschen, mich mit Freuden zu empfangen, eben so wenig als ich die glücklichen Tage nachzuzählen, die ich dort zubrachte, und mich allemal ungern und mit Sehnsucht zu entlassen. Ich für

meine Person hätte gar zu gern alle meine Gesellschaften vereinigen, oder mich vervielfältigen mögen, um keine verlassen zu dürfen. Gleich waren sie einander nicht, aber jede hatte doch ihre Reize, ihre Süßigkeiten für mich.

Malmaison gehörte damals dem Herrn Desfourniels. Es war hier die Gesellschaft der Madame Harenc, und man weiß es schon, mit welchen engen Banden der Freundschaft und Erkenntlichkeit hier mein Herz umschlungen war. Die Frau, die mich nach meiner Mutter am zärtlichsten liebte, war Madame Harenc, und allen ihren Freunden schien sie für mich dieselbe zärtliche Theilnahme eingeflößt zu haben. Lieben und geliebt zu werden, ward mir in dieser traulichen Gesellschaft zur Gewohnheit.

In Saint-Assise bei Madame de Montulé äußerte sich die Freundschaft nicht ohne Zurückhaltung und Mißtrauen. Ich war noch jung, und junge Weiber glaubten sich mir mit sittsamen Anstande nähern zu müssen, während ich meinerseits mir nur abgemessene, durch schüchterne Ehrerbietung gemäßigte Freiheit gestattete. Doch selbst in diesem Zwange fand ich etwas ungemein Zartes und Anziehendes, und das regelmäßige, angenehmen Geschäften gewidmete Leben, das man hier führte, war ganz nach meinem Geschmacke. Vater und Mutter waren hier immer beschäftigt, ihren Kindern den Unterricht leicht und angenehm zu machen. Er machte einen eigenhändigen Auszug aus den Denkschriften der Akademie der Wissen-

schaften, wovon ich noch eine Abschrift besitze; sie zog Buffons Naturgeschichte ins Kurze, und brachte sie auf das zurück, was sich darin ohne Gefahr und ohne Unschicklichkeit in diesem Alter lesen ließ. Eine Gehülfin lehrte den beiden Töchtern namentlich Geschichte, Erdbeschreibung, Arithmetik, Italienisch und noch sorgfältiger die Regeln der französischen Sprache dadurch, daß sie sie täglich im korrekten Schreiben übte. Des Nachmittags hatte Madame de Montulé die Pinsel, die beiden Töchter und ihre Gouvernante den Bleistift in der Hand; lachende Einfälle, angenehme Lektüre heiterten diese Arbeit auf und machten sie zu einer Erholung. Auf Spaziergängen regte Madame de Montulé die Neugierde der Kinder für die Kenntniß der Pflanzen auf, von denen sie sie eine Art von Herbarium machen ließ, wo sie ihrer Natur, ihren Eigenschaften und ihrer Benutzung nach erklärt waren, und selbst in unsern Spielen wurde durch gut ausgedachte witzige Neckereien und ununterbrochene Aufforderungen ihr Nacheifer erregt, ihnen das Angenehme nützlich gemacht und der Unterricht selbst in die Vergnügungen eingeflochten. Das war das Gemälde, welches mir diese häusliche Schule aufstellte, wo das Lernen nie den Schein des Zwanges und das Lehren nie den der Strenge annahm.

Man glaubt gewiß, ein Vater, eine Mutter, die ihre Kinder so gut unterrichteten, müßten selbst sehr gebildet gewesen seyn. Nun strebte zwar Herr de Montulé eben nicht darnach, liebenswürdig

zu seyn, und bemühte sich nicht sehr, es zu scheinen, dagegen hatte seine Gattin in Geist und Charakter die kleine Dosis von unschuldiger Gefallsucht, die innerhalb den Schranken des Anstandes den Reizen eines Weibes mehr Lebhaftigkeit, mehr Glanz und Annehmlichkeit verleiht. Sie nannte mich den Philosophen, ob sie schon überzeugt war, daß ich diesen Namen eben nicht verdiente, und über meine Philosophie zu spotten, war einer ihrer Zeitvertreibe. Ich merkte es, ließ ihr aber das Vergnügen gern.

Mit größerer Herzlichkeit, ganz Güte und Einfachheit, zog mich Madame de Chalut nach Saint-Cloud. Um mich hier fest zu halten, gebrauchte sie eine mir unwiderstehliche Lockung, die Freundschaft, die bei ihr aus dem Grunde des Herzens, ohne Rückhaltung in das meinige die zärtlichsten Empfindungen, die innigsten Gefühle ergoß. Sie war, offen bekenne ich es, zu meinem Glücke nicht nothwendig, aber ich war es zu dem ihrigen. Ihr Herz bedurfte einer Stütze, und fand sie an dem meinigen, in ihm ruhte sie, entlud sich von der Last ihrer Sorgen und ihres Kummers. Eines ihrer Leiden, über allen Ausdruck schauderhaft und herzangreifend, war, der Gram, ihre alten Gebieter, Wohlthäter und Freunde, den Dauphin und die Dauphine auf einmal, wie von unsichtbarer Hand getroffen und wie von einem sogenannten langsamen Gifte verzehrt, verblühen, hinwelken zu sehn. Ich war der Theilnehmer an ihrem Schmerz darüber, sie vertraute

mir, was keiner außer mir erfahren hat, ein Geheimniß, das mir in die Stille des Grabes folgen wird.

Maisons und Croix Fontaine hatten indessen unter den Landgütern, wo ich wechselsweise die schöne Jahrszeit zubrachte, die meisten Reize für mich. Nach Croix-Fontaine fanden nur Spazierfahrten statt, aber alle Freuden des Luxus, alle Feinheiten der ausgesuchtesten, der artigsten Galanterie waren hier durch den Zauberer Bouret vereinigt. Er galt für den verbindlichsten, großmüthigsten Mann; man sprach von nichts, als der Grazie, womit er Andern Gefälligkeiten zu erzeigen wußte. Ach bald wird sich's ergeben, in welchen Abgrund des Unglücks ihn diese liebenswürdige, unselige Neigung stürzen mußte. Er vereinigte zwei wichtige Finanz-Aemter mit einander, das eines Generalzollpachtes, und das des Pachtes der Posten. Außerdem wußte er sich durch seine Verbindungen, und mittelst seiner Couriere, sehr leicht alles für seine Tafel zu verschaffen, was im ganzen Königreiche für das Seltenste und Ausgesuchteste gelten konnte; von allen Seiten flossen ihm die Geschenke von denen zu, die er begünstigt, deren Glück er gemacht hatte. Und so sahen denn seine Freunde in seinen Verschwendungen nichts, als die Wirkung seines Kredits, die Benutzung seiner Reichthümer.

Madame Gaulard blickte indessen wahrscheinlich in die Angelegenheiten ihres Freundes schärfer und tiefer als wir, sie kränkte sich über den Auf-

wand, bei dem er sein Vermögen zusetzte, sie wollte weder den Vorwand, noch die Gelegenheit dazu hergeben, und bezog daher in Maisons, das auf dem Wege nach Saint-Croix lag, ein einfaches, unansehnliches Haus, wo sie gewöhnlich allein mit einer Nichte wohnte, die mit liebenswürdigen Naturanlagen den Frohsinn des funfzehnjährigen Mädchens verband. Ich habe den Charakter der Madame Gaulard in einer Erzählung, die Nachtwache, geschildert, wo ich mich unter dem Namen Arist selbst mit anführe. Ihr schlichter, einfacher, sanfter, unverkünstelter, sich immer gleicher Charakter hatte sich so leicht an den meinigen angeschlossen, daß wir in Paris und Saint-Croix kaum mit einander bekannt geworden waren, als sie mich schon zum vertrauten Gesellschafter in ihrer Einsamkeit zu haben wünschte. Unvermerkt befand ich mich selbst so wohl bei ihr, daß ich zuletzt nicht allein die schöne Jahrszeit, sondern selbst ganze Winter hier zubrachte, wenn sie die Ruhe, die Stille des Landlebens dem Tumulte und Geräusch der Stadt vorzog. Wodurch aber wurde diese Einsamkeit für mich reizend? Man vermuthet es gewiß, und ich will es ohne Hehl gestehen; nichts war wohl gesetzmäßiger, als meine Absichten und Plane. Da der Erfolg ihnen nicht entsprach, so rechne ich sie zu den Träumen, deren Erinnerung nur den interessirt, der sie träumte. Genug daß dieser stille, einsame Ort es war, wo meine Tage in der größten Ruhe und mit der größten Geschwindigkeit vergingen.

Während ich hier der Welt und der Akademie, ja meiner selbst vergaß, waren meine Freunde, welche glaubten, jede literarische Ehre, die ein Anderer vor mir erhielt, sey ein Eingriff in meine Rechte, darüber mißmüthig, daß mir während eines Jahres vier neue Akademiker den Vorsprung abgewonnen hatten, das indessen meine Feinde bei jeder Wahl die Pforten der Akademie belagerten und ihre Ränke, Kabalen und Bemühungen verdoppelten, um mich davon abzuwehren, ohne daß mich das alles rührte.

Bei Erwähnung der Parodie des Cinna habe ich es zu sagen vergessen, daß darin auch eine Anzüglichkeit auf den damaligen Gesandten am österreichischen Hofe, den Grafen de Choiseul-Praslin, war. Bekanntlich sagt August zum Cinna und Maximus:

Die ihr mir statt Agripp's und statt Mäcenas dient.

Der Vers war parodirt:

Die ihr statt Amsel mir und statt der Gattin dient.

Amsel war aber ein Spottname, den man dem Grafen de Praslin gegeben hatte. Die Dangeville, seine Maitresse, ehemals Geliebte Grandval's, hatte diesen gern zu seinem Stellvertreter haben wollen: „O nicht doch," erwiederte Grandval:

Die Amsel hat den Käfig so beschmuzt,
Daß sich der Sperling scheut hinein zu gehn.

Beim Herzog de Choiseul hatte man mir ein Verbrechen aus dem Verse gemacht:

Die ihr statt Amsel mir und statt der Gattin dient.

Und er erwähnte seiner einmal in einer unserer Zusammenkünfte, als einer Verhöhnung seines Couśins. Ich war so schwach zu antworten, daß der Vers nicht zu denen gehört habe, die ich wisse. „Und wie lautete denn der, den Sie wußten?" drang er weiter in mich. Um mich aus der Verlegenheit zu ziehen, sagte ich:

Die ihr mir statt der todten Gattin dient.

„Pfui!" rief er, „der Vers ist platt; der andere war ohne Vergleich viel besser." Praslin war indessen nicht der Mann, der den Scherz mit eben so gutem Humor aufnahm. Sein Geist war niedrig und trübsinnig, und bei Männern von diesem Schlage ist der gekränkte Stolz unerbittlich.

Er wurde nach der Rückkehr von seiner Gesandtschaft Minister der auswärtigen Angelegenheiten und nun hielt er, als tiefer Politiker, mit d' Argental und seiner Frau einen Rath, um mir wenigstens auf einige Zeit den Eintritt in die Akademie zu verwehren.

Die Preise der Beredsamkeit trug Thomas davon, an Talenten allen seinen Nebenbuhlern weit überlegen. Man beschloß, mir ihn entgegen zu stellen, und in dieser Hinsicht suchte ihn nun der Graf an sich zu ziehn. Er machte ihn zu seinem Sekretär und verschafte ihm die Stelle eines Dollmetschers bei den Graubündnern. *) So gab er sich selbst den ehrenvollen Schein, einen verdienstvollen Mann zu begünstigen. So

*) Eine Abtheilung der Franz. Garde. der Ueb.

wurde die kleinliche Rache, die man an mir ausübte, beschönigt, sogar veredelt, wie man glaubte; man wartete nur auf den Augenblick, wo man Thomas vorschieben könnte, mir den Eintritt in die Akademie zu versperren.

Ich und meine Freunde freuten uns über Thomas Glück und suchten nur die Hindernisse zu entfernen, die meiner Wahl im Wege standen. „Solange man glaubt,“ sagte mir d'Alembert, „daß der König nicht zustimmt, wird man es nicht wagen, Sie zu wählen; d' Argental, Praslin, der Herzog d' Aumont versichern das Erstere. Dieses Gerücht muß also durchaus widerlegt werden.“

Bei Frau von Pompadour hatte ich mich wieder in Gunst gesetzt; ich stellte ihr daher meine mißliche Lage mit der Bitte vor, beim König nachzuforschen, ob er mir nicht abgeneigt sey. Sie hatte die Güte, ihn zu fragen und seine Antwort war, er würde die Wahl genehmigen, wenn sie mich träfe. „Das kann ich der Akademie also versichern?“ fragte ich. „Nein,“ war ihre Antwort, „Sie würden mich damit kompromittiren, und dürfen nur sagen, Sie hätten Grund auf des Königs Einwilligung zu hoffen.“ — „Aber, wenn es Ihnen der König förmlich zugesagt hat?“ — „Was der König mir gesagt hat, weiß ich,“ antwortete sie mit Heftigkeit; „aber kann ich wissen, was man ihn dort oben wird sagen lassen?“ — So ward mir der Mund verschlossen, und ich betrübte d' Alembert durch

den Bericht, den ich von dem Erfolge dieser Reise abstattete.

Er ereiferte sich nicht wenig gegen die feigen Seelen. Hierauf wurde unter uns verabredet, ich sollte es dabei bewenden lassen, Hofnungen zu äußern und zwar in einem Tone, der zu verstehen gäbe, daß sie gegründet wären. Durch Marivaux Tod wurde 1763 wirklich eine Stelle erledigt, wo ich denn nun die gewöhnlichen Visiten ganz mit der Zuversicht eines Mannes ablegte, der vom Hofe nichts zu fürchten hatte. Indessen quälte mich doch jene Unruhe der Frau von Pompadour über das, was man den König sagen lassen würde. Ich sann auf Mittel, mich seiner Gunst zu versichern, und glaubte eines gefunden zu haben, das mir freilich im gegenwärtigen Augenblicke noch nicht zu Gebote stand. Es wurde an meiner Poetik gedruckt, diese sollte mir zum Werkzeuge meiner Absichten dienen, aber sie konnte erst in einigen Monaten erscheinen. Glücklicherweise trat mit mir noch ein anderer Mitbewerber, der ehemalige Unterlehrer der Kinder des Königs, Abbé de Radonvilliers, auf und ihm diesen Platz abtreten, hieß, mich dem Dauphin, dem König selbst gefällig beweisen. Ich reiste nach Versailles und erklärte meinem Mitbewerber, daß ich abträte. Mein Verdienst war dabei gering, er hätte mich doch ausgestochen, nichts destoweniger ließ ihn seine Bescheidenheit meine Entsagung so dankbar aufnehmen, als hätte er mir alle Stimmen, die für ihn entschieden, zu verdanken.

Merkwürdig war bei dieser Wahl der Kunstgriff, den bei dieser Gelegenheit meine, d' Alemberts und Duclos Feinde anwandten, um uns am Hofe des Dauphins verhaßt zu machen. Sie hatten gleich anfangs das Gerücht verbreitet, meine Parthie wäre dem Abbé de Radonvilliers entgegen; wenn er auch beim ersten Ballotiren die Mehrheit der Stimmen erhielt, so würde er doch in der zweiten der Kränkung einiger schwarzen Kugeln nicht entgehen. Vorhergesagt war dies; es kam nur darauf an, es ins Werk zu setzen, und das sollte nun auf folgende Art geschehen. Mit dem verhaßten Namen eines Philosophen waren damals in der Akademie vorzüglich vier Männer bezeichnet, Duclos, d' Alembert, Saurin und Watelet. Die würdigen Herren der Gegenparthei, d' Olivet, Batteux und wahrscheinlich auch Paulmy und Seguier, verschworen sich also selbst, die schwarzen Kugeln zu geben, die man nicht ermangeln konnte, auf Rechnung der Philosophen zu setzen. Wirklich fanden sich bei der Stimmung vier schwarze Kugeln.

Große Verwunderung und lebhaftes Murmeln auf Seiten derer, die sie gegeben hatten! Alle vier Schelme hefteten ihre Blicke auf die, welche der Verdacht traf, und sagten laut, es sey doch sehr seltsam, daß ein so untadelhafter, so schätzbarer Mann, wie Radonvilliers, den Schimpf von vier schwarzen Kugeln erfahren hätte. Der Abbé d'Olivet äußerte lebhaften Unwillen über ein so schmähliches, so schreiendes Aergerniß, und die

vier Philosophen waren ganz bestürzt. Auf einmal wandte sich, wie durch einen Zauberschlag, das Blatt zu ihrem Vortheil und zur Beschämung ihrer Feinde. Es war bei der Akademie Gebrauch, jedem der Stimmenden bei solchen Gelegenheiten zwei Kugeln, eine weiße und eine schwarze, zu reichen. Das Kästchen, in das man sie that, hatte zwei Kapseln, und über jeder einen Becher, davon auch der eine schwarz, der andere weiß war. Die weiße Kugel kam in den letztern, und die schwarze in den schwarzen, wenn man für den Kandidaten stimmen wollte; war man gegen ihn, so verfuhr man auf die umgekehrte Art. Um die Stimmengebung zu bewähren, mußte sich also immer dieselbe Anzahl von Kugeln wieder finden, so viel weiße in der schwarzen, als schwarze in der weißen Kapsel.

Mit einer Art von prophetischem Geiste hatte indessen einer der Philosophen, Duclos, den Streich, den man ihnen spielen würde, vorhergesehen. „Laßt uns," sagte er zu seinen Freunden, „die schwarzen Kugeln in der Hand zurück behalten. Wenn jene Schurken die Bosheit, sie zu geben, haben, so können wir den Beweis aufzeigen, daß sie nicht von uns sind." Duclos ließ nun d'Olivet und die übrigen vier Schurken nach Herzenslust gegen die Uebelgesinnten losziehen, und dann sagte er endlich, indem er die Hand aufmachte: „Ich bin es nicht, der die schwarze Kugel gegeben hat. Glücklicherweise habe ich die meinige behalten; hier ist sie!" — „Ich bin's auch nicht," sagte d'Alembert. „Da ist die meinige." Watelet und Saurin

machten es eben so. Bei diesem Theatercoup fiel die Schande auf die Urheber des Kunststückchens zurück. D'Olivet war so naiv, es unrecht zu finden, daß man dem Streich durch Zurückbehaltung der schwarzen Kugeln ausgewichen war; er berief sich auf die Gesetze der Akademie, in Bezug auf das unverletzliche Geheimhalten der Wahl. „Ach, Herr Abbé," rief ihm d'Alembert zu, „Selbstvertheidigung ist das erste Gesetz; uns blieb nur dieses Mittel, den Argwohn zu entfernen, den man so gern auf uns gewälzt hätte."

Das Publikum erfuhr Duclos Ahndung und die d'Olivet's, die sich so in der eignen Schlinge gefangen hatten, waren nachher das Mährchen des ganzen Hofes.

Der Druck meiner Poetik war nun beendigt. Ich bat Frau von Pompadour, sie möchte mir doch beim König die Erlaubniß auswirken, ihm ein Werk überreichen zu dürfen, das unserer Literatur noch mangelte. „Es ist dies eine Gnade," sagt ich, „die weder ihm, noch dem Staate etwas kostet und doch beweist, daß mich der König wohl leiden kann. Ich bin dem Andenken dieser wohlthätigen Frau das Zeugniß schuldig, daß ihr schönes Antlitz über ein so leichtes, schlichtes Mittel, des Königs Gunst sich so öffentlich für mich erklären zu lassen, von Freude wiederglänzte. „Gern will ich ihn um diese Gnade bitten," sagte sie, „und ich werde sie erhalten." Das geschah auch ohne Mühe. „Es muß nur," sagte sie, als sie mir sie ankündigte, „die Ueberreichung so feierlich als möglich vor sich

gehen; und an demselben Tage muß die ganze königliche Familie und alle Minister das Werk aus Ihrer eignen Hand empfangen.

Nur meine vertrautesten Freunde erfuhren das Geheimniß. Die Exemplare waren kostbar (denn ich sparte nichts) eingebunden, und eines Sonnabends Abends eilte ich damit nach Versailles. Durch Quesnai ließ ich nach meiner Ankunft Frau von Pompadour ersuchen, den König zu einer gütigen Aufnahme zu stimmen.

Der Herzog Duras führte mich am andern Morgen ein. Es war beim König eben Lever, ich habe ihn nie so schön gesehn. Er nahm das Pfand meiner Ehrfurcht mit einem bezaubernden Lächeln auf. Drei Worte von ihm würden meine Freude übervollkommen gemacht haben; doch seine Augen sprachen für ihn. Der Dauphin, welchen der Abbé de Radonvilliers für mich günstig gestimmt hatte, sprach sehr wohlwollend mit mir. „Ich habe viel Gutes von dem Werke sagen hören," meinte er, „und ich denke viel Gutes vom Verfasser." Mein Herz war von Schmerz zerrissen, als er so sprach, denn ich sah den Tod auf seinem Gesicht und in seinen Augen.

Der gute Herzog de Duras war bei der ganzen Ceremonie mein Führer. Ich kann es nicht beschreiben, mit welchem eifrigen Interesse er für meine gute Aufnahme arbeitete.

Der Frau von Pompadour hatte ich mein Werk schon übergeben. „Bringen Sie jetzt," sagte sie, da ich zu ihr herunter kam, „dem Herrn

de Choiseul ein Exemplar. Er wird Sie gütig aufnehmen. Das für den Herrn de Praslin lassen Sie mir, ich will es ihm selbst übergeben."

Nach abgethanem Geschäfte benachrichtigte ich nun geschwind Diderot und d'Alembert vom gehabten Erfolg und schenkte den folgenden Tag der Akademie ein Exemplar meines Buchs. Unter die Mitglieder derselben, die mir gewogen waren, vertheilte ich ebenfalls mehrere Exemplare. „Das Werk," sagte Mairan, „sey eine Petarde, die ich an die Pforte der Akademie geschraubt habe, um sie aufzusprengen, wenn man sie mir verschließen wollte." Indessen waren doch noch nicht alle Schwierigkeiten beseitigt.

Duclos und d'Alembert hatten in der ganzen Versammlung, ich weiß nicht was für einen Zank über den König von Preußen und den Kardinal Bernis gehabt, und sich so entzweit, daß sie kein Wort mit einander sprachen. Gerade da, wo ich ihr gutes Einverständniß, ihre Zusammenstimmung am nöthigsten hatte, fand ich sie als gegenseitige Feinde. Duclos war der auffahrendste von beiden, aber desto weniger empfindlich und so auch am wenigsten nachtragend. Die Feindschaft eines Mannes, wie d'Alembert, mußte ihm drückend seyn, er wünschte nichts mehr, als eine Versöhnung mit ihm, indessen sollte ich es dahin bringen, daß d'Alembert die ersten Schritte thät.

„Ich bin über den Druck," sagte er zu mir, „unter dem Sie geseufzt haben, über die heimliche und niedrige Verfolgung, die Sie noch immer erdulden,

äußerst unwillig. Es wird Zeit, daß das ein Ende nimmt. Bougainville liegt auf den Tod; Sie müssen seine Stelle haben. Sagen Sie d'Alembert, daß ich nichts so sehr wünsche, als sie Ihnen zu versichern, daß er mit mir in der Akademie darüber sprechen solle. Wir wollen Ihre Angelegenheit für die nächste Wahl berichtigen."

D'Alembert war außer sich vor Zorn über die Zumuthung, mit Duclos zu sprechen. „Er mag zum Teufel gehn mit sammt seinem Abbé de Bernis!" rief er. „Ich mag mit keinem von beiden etwas zu schaffen haben." — „Nun, auf die Art thu' ich auf die Akademie Verzicht. Ich bedaure es jetzt nur, je daran gedacht zu haben." — „Warum?" fragte er lebhaft. „Haben Sie denn dazu Duclos nöthig?" — „Wen brauchte ich nicht, wenn mich meine Freunde verlassen und meine Feinde mir mit mehr Erbitterung als je zu schaden suchen, thätiger als je sind? Die letztern würden mit dem Teufel ein Bündniß machen, um mir eine einzige Stimme zu entreissen. Jetzt erfahre ich's nun selbst, was ich einmal dichtete:

Die Freundschaft starrt zurück, vom Unglückshauch getroffen,
Der Haß ermüdet nie, läßt nie Versöhnung hoffen." —

„Sie kommen in die Akademie trotz aller Feinde." — „Nein, ich komme nicht hinein und will es auch nicht. Eine zu zahlreiche, zu starke Parthei wird über mich ballotiren, mich verdrängen, mich beschimpfen. Lieber lebe ich in der Dunkelheit, dazu bedarf ich, Dank sey's dem Himmel, keines Menschen." — „Marmontel, Sie werden böse,

ich weiß nicht, warum." — „Ach ich weiß es wohl, mein bester Freund; der Mann, auf den ich am meisten rechnete, darf nur zwei Worte sagen, um mich den Unterdrückern zu entziehen." — „Nun gut, ich will es sagen; so schwer ist mir aber in meinem Leben nichts angekommen." — „Duclos hat sich also gegen Sie sehr gröblich vergangen?" — „Wissen Sie denn nicht, mit welcher Ungezogenheit er in voller Akademie vom König von Preußen gesprochen hat." — „Vom König von Preußen? Was thut denn Duclos Ungebührlichkeit dem Könige? Ach d'Alembert, bedürfen Sie meines ärgsten Feindes und es soll nur darauf ankommen, ihm zu verzeihen, ich umarme ihn den Augenblick." — „Gut, noch diesen Abend versöhne ich mich mit Duclos, aber daß er Ihnen nur recht behülflich ist; denn nur um diesen Preis, nur aus Liebe zu Ihnen —" — „Das thut er gewiß!" — Und wirklich handelte Duclos, der außer sich vor Freude war, daß d'Alembert sich ihm wieder näherte, mit eben so viel Wärme, als dieser selbst.

Als Bougainville todt und der Augenblick da war, wo ich nun ohne Widerrede einzurücken mir schmeichelte, ließ mich d'Alembert holen. „Wissen Sie, was sich gegen Sie entspinnt? Man setzt Ihnen einen Mitbewerber entgegen, für den Praslin, d'Argental und seine Gemahlin die Stimmen der Stadt und am Hofe erschleichen. Sie rühmen sich schon, eine sehr große Menge zu vereinigen, und ich fürchte es selbst; denn der Mitbewerber

ist Thomas." — „Ich glaube es nicht, daß Thomas zu dem Streiche die Hand bietet." — „Thomas ist sehr verlegen. Sie wissen, wie man ihn mit Wohlthaten umstrickt, durch Dankbarkeit gefesselt hat; nachher hat man ihn von weitem her veranlaßt, sich Hoffnung zur Akademie zu machen; und als er die Bemerkung machte, daß die Stelle eines Privatsekretärs, die er beim Minister begleite, der Wahl ein Hinderniß in den Weg lege, hat Praslin vom König ein Diplom erhalten, welches seine Stelle adelt.

Das Hinderniß ist gehoben; man verlangt, er soll sich melden, und steht ihm für die große Mehrheit der Stimmen. In Fontainebleau wird er von seinem Minister beobachtet, von d'Argental belagert. Ich rathe Ihnen, ihn zu besuchen."

Ich reiste hin, und schrieb sogleich nach meiner Ankunft an Thomas, um eine Zusammenkunft zu verabreden. „Um fünf Uhr werde er mich am großen Bassin sprechen!" war seine Antwort. Ich erwartete ihn. „Sie vermuthen es wohl schon, Freund, was mich zu Ihnen führt," redete ich ihn an. „Ich möchte gern von Ihnen erfahren, ob es wahr ist, was man mir versichert." Und nun wiederholte ich ihm, was d'Alembert mir gesagt hatte.

„Es ist alles richtig," war seine Antwort, „es ist sogar gewiß, daß mir Herr d'Argental heut Morgen angedeutet hat, Herr de Praslin verlange meine Bewerbung um die Akademie, als einen Beweis meiner Ergebenheit. Unter dieser Bedin-

gung habe er für mich ein Diplom ausgewirkt und gewiß ist's endlich, daß ich bei dem Empfang des Patents hören mußte, ich werde meine Stelle, mein Glück verscherzen, sobald ich meinem Wohlthäter aus Rücksicht gegen einen Mann nicht gehorchte, der ihn beleidigt habe. So ist meine Lage; jetzt sagen Sie mir, was würden Sie an meiner Stelle thun?" — „Fragen Sie mich im Ernst darum?" — „Ja!" sagte er lächelnd, und wie ein Mann, der schon seinen Entschluß gefaßt hat. — „Nun, ich an Ihrer Stelle würde thun, was Sie thun werden." — „Ohne Umschweife, was machten Sie wohl?" — „Ich kann mich nicht zum Muster aufstellen. Bin ich nicht Ihr Freund? Sind Sie nicht der meinige?" — „Ja, ich halte gegen Sie nicht hinter dem Berge.

Erde, Himmel und selbst Gusmann haben es von mir gehört."

„Nun gut, wenn ich einen Sohn hätte, der so unglücklich wäre, dem Haße eines Gusmann gegen seinen Freund Vorschub zu thun —" „Reden Sie nicht aus. Meine Antwort ist gegeben, und gut gegeben!" sagte er mir die Hand drükkend. — „Ach Freund, denken Sie, daß ich daran zweifelte?" — „Sie wollten sich doch da von erst überzeugen?" versetzte er mit sanftem Vorwurfe. — „Gewiß nicht. Für mich wollte ich diese Versicherung nicht, nur für Männer wünschte ich sie, die Ihr Herz nicht so gut wie ich kennen." — „Sagen Sie Ihnen, wenn ich einmal in die

Akademie gelange, geschieht es nur auf geradem Wege. Das Glück hat mir stets so wenig gelächelt, ich habe seiner so lange entbehrt, daß doch nicht zu fürchten ist, ich möchte verlernt haben es noch länger zu entbehren." Mich rührten diese Worte so sehr, daß ich ihm gern die Stelle abgetreten hätte, wenn er sie hätte annehmen wollen und mit Anstand annehmen können. Der Haß seines Ministers gegen mich war indessen so entschieden, daß man Thomas für das Werkzeug, und mich für das Opfer jenes Hasses gehalten hätte. Wir entschlossen uns also zu einem offenen, freimüthigen Benehmen, das beiden geziemte. Er stellte sich nicht in die Reihe der Kandidaten und verlor seine Stelle beim Minister, ohne daß man doch unverschämt genug war, ihm auch die Sekretärstelle bei den Schweizern zu nehmen. Unmittelbar nach mir wurde er einstimmig, aber nach einer geraumen Zeit, in die Akademie aufgenommen. Von 1763 bis 1766 war nämlich keine Stelle offen, obgleich sonst immer gewöhnlich in zwei Jahren drei ihrer Mitglieder starben.

Dem Grafen de Praslin muß ich's zur Schande, meinem Thomas zum Ruhme nachsagen, daß der letztere zwar eine Handlung der Knechtschaft, der Selbsterniedrigung ausschlug, aber einen Mann, der ihm Gutes erzeigt hatte, nicht eher zu verlassen fähig war, bis ihn dieser selbst entfernte. Noch einen Monat hindurch blieb er bei ihm, fand sich wie gewöhnlich jeden Morgen bei seinem Lever ein, ohne daß der harte und stolze Mann nur ein Wort mit ihm

sprach, ihn nur eines Blickes würdigte. Wie schmerzhaft mußte die erniedrigende Prüfung für ein von Natur so groß und erhaben denkendes Herz seyn, wie es Thomas hatte! Er trieb seine Dankbarkeit weiter, als es Pflicht war; da er aber sah, daß der niedrige Stolz des Ministers sich nicht mit der bescheidenen, duldenden Rechtlichkeit versöhnte, so ward er denn zur Erklärung gezwungen, er müsse das Schweigen des Ministers für Verabschiedung annehmen und entfernte sich. Dies Benehmen setzte seinen Charakter vollends ins Licht und selbst an Wohlstand verlor er nichts dadurch, daß er als rechtschaffener Mann gehandelt hatte. Der König wußte es ihm Dank. Er erhielt nicht allein eine Rente von 2000 Livres aus dem königlichen Schatze, sondern selbst eine schöne Wohnung im Louvre, die ihm unser gemeinschaftlicher Freund, der Graf d' Angiviller, verschaffte.

Ihr saht nun Kinder, durch wie so viele Schwierigkeiten hindurch ich endlich in die Akademie gelangte. Noch aber hab ich Euch nichts von den Dornen gesagt, womit die Eitelkeit der Schöngeisterei meinen Pfad bestreute.

Während der Widerwärtigkeiten, die ich erfuhr, war Madame Geoffrin nichts weniger, als bei Laune. Manchmal sprach sie gegen mich davon mit halbverbissenen Lippen. Bei jeder neuen Wahl, welche die meinige weiter hinausschob, sah ich, daß es sie verdroß. „Wie," fragte sie, „ist es denn bestimmt, daß Sie nicht einrücken?" Ich wollte nicht, daß sie sich darüber quälen sollte und ant-

wortete hingeworfen, daß dies die kleinste meiner Sorgen wäre; der Verfasser der Henriade, der Zaire, der Merope sey erst nach dem funfzigsten Jahre hineingekommen, ich wäre noch nicht vierzig alt; ich könnte vielleicht einmal Akademist werden, allein es müßten sich noch so manche brave, ausgezeichnete Männer darüber zufrieden geben, daß sie es nicht wären, und ich würde mich wie sie zu beruhigen wissen. Sie solle darüber nicht mehr Kummer haben, als ich selbst. Demohngeachtet war sie nicht weniger unruhig; von Zeit zu Zeit suchte sie nach ihrer Art mit halben Worten die Gesinnungen der Akademiker zu erforschen.

„Was hat Ihnen denn Herr von Marivaux gethan,“ fragte sie eines Tages, „daß Sie sich über ihn lustig, daß Sie ihn lächerlich machen?“ — „Ich, Madame?“ — „Ja Sie, Sie sind's, der ihm in's Gesicht lacht, und auf seine Kosten Lachen erregt.“ — „Ich weiß wahrhaftig nicht, was Sie sagen wollen.“ — „Ich will Ihnen sagen, was ich von ihm weiß. Marivaux ist ein braver Mann, der mich nicht hintergeht.“ — „Er wird mir also selbst erklären, was ich nicht verstehe. So lange ich lebe, war er weder abwesend, noch gegenwärtig, der Gegenstand meiner Spöttereien.“ — „Nun gut, sprechen Sie ihn selbst, suchen Sie es ihm auszureden. Er beklagt sich über Sie, und doch redet er immer nur noch Gutes von Ihnen.“ Ich ging durch den Garten des Palais-Royal, neben dem er wohnte, sah ihn und redete ihn an.

Anfangs wollte er einer Erklärung auswei-chen; er meinte nur immer, er würde darum gegen mich in Bezug auf die Akademie nicht weniger ge-recht seyn. „Lassen wir,“ sagt ich endlich ein wenig ungeduldig, „lassen wir die Akademie, sie hat gar keinen Einfluß auf meinen Besuch bei Ih-nen; ich bitte nicht um Ihre Stimme, sondern verlange Ihre Achtung wieder, auf die ich eifer-süchtig bin.“ — „Die haben Sie ganz.“ — „Wenn ich sie besitze, so sagen Sie mir doch auch, was Ihnen über mich zu klagen Anlaß gab.“ — „Wie, haben Sie denn vergessen,“ sagte er, „daß Sie eines Abends bei Madame Dubocage, neben Madame de Villaumont sitzend, beide nicht auf-hörten mich anzusehen, über mich zu lachen und in die Ohren zu zischeln? Sie lachten bestimmt über mich, und ich weiß nicht warum; denn ich gab diesen Tag nicht mehr Stoff zum Lachen, als ge-wöhnlich.“ — „Zum Glück erinnern Sie mich an etwas, das mir noch sehr gegenwärtig ist. Hören Sie also: Madame de Villaumont sah Sie das erstemal. Man umringte Sie, sie fragte mich also, wer Sie wären. Ich nenne Sie. Sie kennt einen Offizier von der französischen Garde, der Ihren Namen führt, und behauptet, Sie wären es nicht. Ihre Hartnäckigkeit belustigte mich, die meinige machte ihr Spaß; während sie mir die Gestalt ihres Marivaux beschrieb, sah sie auf Sie. Das ist das ganze Geheimniß.“ — „Der Miß-griff war freilich sehr lächerlich!“ erwiederte er spöttisch. „Nichtsdestoweniger hatten Sie beide

so etwas Spöttisches, Schadenfrohes in Ihrem Benehmen, worauf ich mich verstehe, das bei einem einfachen Scherze eben nicht statt findet." — „Sehr einfach war der unsrige, und sehr unschuldig. Zum Ueberfluß schwör ich es Ihnen zu, das ist die reine Wahrheit. Ich glaubte Ihnen diese sagen zu müssen, das ist geschehn, und wenn Sie mir es nicht glauben, so habe ich dann über Sie zu klagen." Er versicherte mir, daß er es glaube, aber doch sagte er selbst der Madame Geoffrin, daß er meine Erklärung für nichts, als eine feine Entschuldigung genommen habe. Der Tod raubte mir seine Stimme. Hätte er sie mir gegeben, er würde es für Großmuth angesehn haben.

Die Villaumont, von der ich sprach, war die Tochter der Madame Gaulard, an Schönheit eine Nebenbuhlerin der Madame de Brionne, und durch ihre Lebhaftigkeit anziehender als diese.

Madame Dubocage, bei der wir manchmal soupirten, war eine achtungswerthe, gelehrte Dame, doch ohne auszeichnendes Gepräge und ohne Schimmer. Wie bei der Geoffrin fand man hier eine literärische Gesellschaft, die aber unendlich langweilig, ihrem kalten, höflichen, stillen und trüben Humor ganz angemessen war. Ich gehörte einige Zeit zu diesem Cirkel, aber sein Ernst brachte mich bald um, die Langeweile trieb mich fort. Bescheidenheit war bei dieser Frau, die einige Zeit lang Aufsehen machte, wahrhaftig ein bewundernswürdiger Zug. Unter ihrem Portrait hatte man

die Worte gesetzt: Forma Venus, arte Minerva, und nie ließ sie sich auf einer Regung der Eitelkeit ertappen. Doch wir kommen auf die Klagen zurück, die Leute von anderm Charakter über mich führten.

Unter den Akademikern, deren Stimmen mir nicht gewiß waren, zählten wir den Präsidenten Henault und Moncrif. Madame Geoffrin sprach mit ihnen und kam ganz ergrimmt zurück. „Wie, haben Sie denn Zeitlebens nichts weiter zu thun, als sich Feinde zu machen?“ rief sie; „da ist der Moncrif ganz rasend über Sie, der Präsident Henault tobt nicht viel weniger.“ — „Weswegen? was that ich ihnen?“ — „Was Sie thaten? Ihr Buch, die Poetik, schrieben Sie; denn Sie haben immer die Wuth, Bücher zu machen!“ — „Und was beleidigte sie in diesem Buche?“ — „Was Moncrif anbelangt, das weiß ich, er hält damit gar nicht hinterm Berge, sagt es ganz laut. Sie führen ganz verstümmelt ein Lied von ihm an, es hat fünf Couplets und Sie haben nur drei angeführt.“ — „O ich habe die besten genommen, und nur die weggelassen, die dieselbe Idee wiederholten.“ — „Gerade darüber klagt er, daß Sie seine Arbeit haben verbessern wollen. Er vergiebt Ihnen das nun und in Ewigkeit nicht.“ — „Nun so lebe und sterbe er denn als mein Feind wegen zweier Strophen von seinem Gedichte; ich kann das Unglück verschmerzen. Und was hat denn den guten Präsidenten gegen mich aufgebracht?“ — „Das weiß ich nicht, aber ich vermuthe, er ärgert

sich ebenfalls über Ihr Buch. Ich werde es noch erfahren." — Das geschah auch, aber als sie es mir sagen mußte, als ich in sie drang, so verursachte dies einen recht komischen Auftritt, wobei der Abbé Raynal Zeuge war.

„Nun, Madame, haben Sie den Präsidenten gesehn, hat er Ihnen endlich gesagt, was er wider mich hat?" — „Ja, ich weiß es, aber er verzeiht es Ihnen, will es gern vergessen, lassen Sie uns nicht weiter davon sprechen." — „Zum wenigsten muß ich den unwillkührlichen Fehler wissen, den er so gütig vergessen will." — „Wissen, warum? das ist unnöthig. Sie bekommen seine Stimme und damit Punktum." — „Nicht doch, ich lasse keine Klagen auf mich kommen, ohne den Grund davon zu erforschen." — „Madame," sagte der Abbé Raynal, „ich finde, daß Herr Marmontel Recht hat." — „Sehen Sie denn nicht," erwiederte sie, „daß er's nur erfahren will, um sich darüber lustig, um ein Mährchen daraus zu machen!" — „Wahrhaftig, ich verspreche Ihnen zu schweigen, sobald ich weiß, was es ist." — „Was es ist? wieder Ihr Buch und Ihre Wuth zu citiren." — „Ist es nicht da?" — „Ja, da ist es!" — „Nun sehe man einmal das Lied des Präsidenten, das Sie bei Gelegenheit der Trinklieder angeführt haben. Da ist es:

Räche mich am undankbaren Mädchen ꝛc." —

„Von wem haben Sie's?" — „Von Geliote." — Nun Geliote hat es Ihnen nicht so gegeben, wie es ist, ich muß es Ihnen nur sagen. Sie haben ein

O weggelassen." — „Ein O, Madame?" — „Ja, ein O. Ist nicht ein Vers, der sich mit Welche Reize anfängt?" — „Ja!

Welche Reize! Götter, wie so schön!" —

„Ganz recht, das ist der Fehler, eigentlich heißt's:

— — O Götter! wie so schön!" —

„Der Sinn ist doch derselbe!" — „Ja, aber wenn man citirt, muß man hübsch treu citiren. Jeder hält auf seine Arbeit, das ist natürlich, und der Präsident hat Sie nicht darum ersucht, sein Lied anzuführen." — „Es ist auf eine schmeichelhafte Art geschehen." — „So hätten Sie nichts darin ändern sollen. Er hatte einmal O Götter gesetzt, das gefiel ihm besser. Und was that er Ihnen, daß Sie ihm sein O nahmen? Er läßt übrigens Ihren Talenten, wie er mir gesagt hat, Gerechtigkeit widerfahren."

Der Abbé Raynal, er und ich, wir erstickten fast an zurückgehaltenem Lachen. Doch verbissen wir es. Madame Geoffrin war ohnehin schon betreten, und wenn sie Unrecht hatte, war mit ihr nicht zu spaßen.

Wir gingen; ich erzählte dem Abbé mein Abenteuer mit Marivaux und meinen Streit mit Moncrif. „Ach," sagte er, „das beweist den Satz: Wenn man sagt, ein Mensch habe Feinde, so sehe man erst zu, ob er Feinde zu haben verdiene."

Durch diese Engen hatte ich mich gewunden und nun nahm mein Leben seinen freien, ruhigen Lauf. Es theilte sich nun zwischen Land und Stadt und beide machten mich glücklich. Unter den Stadt-

gesellschaften hatte ich die einzige der Menus-plaisirs aufgegeben. Cury, die Seele davon, war kraftlos und zu Grunde gerichtet. Er starb kurze Zeit darauf. Als sein Geheimniß (jedoch erst nach seinem Tode) bekannt wurde, hörte ich einige Male sagen, daß es seine Pflicht gewesen wäre, sich als den Verfasser der Parodie zu erkennen zu geben. Meine Behauptung ging stets aufs Gegentheil. Wehe mir, wenn er sich dazu bekannte! Ihn hätte man unterdrückt, mich hätte der Kummer getödtet; das Vergehen war auf meiner Seite und es würde durchaus ungerecht gewesen seyn, wenn ein anderer dafür hätte büßen sollen. Uebrigens war die Parodie, so wie man sie gesehen hat, voll der gröbsten Anzüglichkeiten, nicht dieselbe, die er gemacht hatte; bekannte er sich der einen schuldig, so mußte ihm unverwehrt seyn, die andere für unächt zu erklären. Und würde man wohl, wenn er diese Unterscheidung machte, darauf gehört haben? Er war verloren und ich war Schuld daran; daß er schwieg, war für ihn und für mich das rechtlichste zugleich das beste, und ich verdankte ihm das angenehme Leben, das ich von dem Augenblick an führte, wo mich mein so glückliches Mißgeschick mir und meinen Freunden wieder gab.

Zu meinen Privatgesellschaften zähle ich indessen die Assemblee nicht, die alle Abende bei Demoiselle l'Espinasse statt fand. Außer einigen Freunden von d'Alembert, nämlich Chastellux, dem Abbé Morellet, Saint Lambert und mir, bestand der ganze Cirkel aus Leuten, die unter einan-

der in keiner genauen Verbindung waren. Sie hatte sie von allen Enden der Welt her aufgerafft, allein doch so zusammen gewählt, daß sie wie Saiten eines gut gestimmten Instruments den vollkommensten Einklang bildeten. Sie spielte, um im Vergleiche fortzufahren, dies Instrument auf eine Art, die von Genie zeigte; und schien stets zu wissen, welchen Ton die von ihr berührte Saite ansprechen würde. Unsere Charaktere, unsere Köpfe, heißt das, waren ihr so wohl bekannt, daß sie, wenn sie sich äußern sollten, nur eines Worts bedurfte. Lebhafter, anziehender, geordneter war wohl das Gespräch nirgends mehr, als bei ihr. Der mäßige, der immer gleiche Wärmegrad, worin sie es zu unterhalten, und nöthigenfalls bald zu mäßigen, bald zu beleben wußte, war gewiß ein seltnes Phänomen. Ihr immer reger Geist machte auch, aber immer mit Maaß, den unsrigen rege; ihre Einbildungskraft war dabei die Triebfeder, ihre Vernunft der Pendul. Und nun vergesse man nur nicht, daß die Köpfe, die sie in Bewegung setzte, nichts weniger als schwache, oberflächliche waren. Die Condillac's und Turgot's gehörten mit dazu, und selbst d'Alembert war neben ihr nichts, als ein unschuldiges, gelehriges Kind. Wirklich bewies das Talent, einen Einfall hinzuwerfen, den Herren dieser Art damit Stoff zu Erörterungen zu geben, selbst dabei, wie sie, in bestimmten, manchmal sogar beredten Ausdrücken mit zu sprechen, neue Ideen herbeizuführen, und dadurch in der Unterhaltung mit der Leichtigkeit, mit der Unbe-

fangenheit einer Fee, die nach Belieben die Scenen ihres Zauberkreises verändert, Abwechselung zu bringen, wirklich, sag ich, verrieth dies Talent ein nichts weniger, als gewöhnliches Weib. Vier Stunden hindurch wußte sie sich, ohne daß Langeweile und Stockung eintraten, einem Cirkel guter Köpfe angenehm zu machen, und nie nahm sie ihre Zuflucht zu den Albernheiten der Mode, und den Tändeleien der Eitelkeit. Freilich war einer ihrer Reize ein feuriges Temperament, das ihre Sprache belebte, jedem ihrer Urtheile Wärme, Interesse, und die Beredtsamkeit des Gefühls mittheilte. Oft, sehr oft ward bei ihr die kalte, trockne Vernunft heiter; leichter Scherz mischte sich zu gefälliger Philosophie. D'Alembert gab den Ton dazu an. Wer verstand es je besser, als er

Ernst zu vermählen dem Scherz, Reize dem Ernste zu leihen?

Die Geschichte eines so vorzüglich von der Natur ausgestatteten Weibes, wie Demoiselle Lespinasse, kann für euch, Kinder, nicht anders, als wissenswerth seyn, und sie wird uns nicht so lange aufhalten.

In Paris lebte eine Marquise du Defant, eine Frau voll Verstand, Laune und Schalkheit. In ihrer Jugend war sie galant und ziemlich schön; zu der Zeit, von der hier die Rede ist, fast blind, von Langeweile und Vapeurs gepeinigt. Mit einem kleinen Vermögen hatte sie sich in ein Kloster begeben, von wo aus sie noch immer fortfuhr, die große Welt zu besuchen, in der sie ehemals gelebt

hatte. D'Alembert war mit ihr bei ihrem alten Liebhaber, dem Präsidenten Henault, bekannt geworden; den letztern tyrannisirte sie noch jetzt. Er, von Natur sehr schüchtern, war jetzt noch Sklave der Furcht, ob er gleich schon längst aufgehört hatte, auch Sklave der Liebe zu seyn. Madame du Defant hatte an d'Alembert's Witz und Frohsinn Geschmack gefunden, ihn selbst an sich gezogen und so zu fesseln gewußt, daß er von ihr unzertrennlich war. Er wohnte zwar nicht in ihrer Nähe, aber doch ging kein Tag hin, wo er sie nicht besuchte.

Um jedoch die Leere ihrer Einsamkeit auszufüllen, suchte sie ein junges, wohlerzogenes und armes Mädchen, die ihre Gefährtin abgeben und unter dem Namen Freundin, d. h. gehorsame Dienerin, mit ihr im Kloster leben sollte. Sie fand eine solche und war darüber entzückt, wie ihr leicht denken könnt. D'Alembert war nicht weniger erfreut, bei seiner alten Freundin einen ebenfalls reizenden Zuwachs gefunden zu haben.

Das Unglück hatte zwischen ihr und dem jungen Mädchen ein Verhältniß bewirkt, welches beider Herzen wechselseitig einander näherte. Beide waren, was man sagt, Kinder der Liebe. Ich sah ihre aufkeimende Freundschaft, als Madame du Defant sie bei meiner Freundin, Madame Harenc, zum Souper mitbrachte, und von dieser Zeit schreibt sich unsere Bekanntschaft her. Demoiselle l'Espinasse hatte gerade so einen Freund, wie d'Alembert war, nöthig, um das Traurige, das Drückende

ihrer Lage gemildert und erträglich gemacht zu sehen. Es war nicht genug, immer an eine Person angeschmiedet zu seyn, die blind und hysterisch war; um mit ihr zu leben, mußte sie aus Nacht Tag und aus Tag Nacht machen, sie mußte an ihrem Bette wachen, und sie durch Vorlesen in den Schlaf bringen; eine Anstrengung, die eine junge, von Natur zartgebaute Person aufreiben mußte, und von der sich ihre geschwächte Brust nie hat wieder erholen können. Sie hielt demohngeachtet aus, bis der Zufall eintrat, der ihre Kette brach. Madame du Defant blieb entweder zu Hause oder bei Madame Luxembourg, die wie sie die Nächte durchwachte, dann den ganzen Tag verschlief, und erst des Abends um sechs Uhr sichtbar war. Demoiselle l'Espinasse stack dann in ihrem Zimmerchen auf dem Hofe desselben Klosters, und stand etwa eine Stunde früher auf. Diese kostbare, der Sklaverei abgedrungene Stunde war dazu bestimmt, ihre persönlichen Freunde, d'Alembert, Chastellux, Turgot, von Zeit zu Zeit auch mich aufzunehmen. Die Herren machten zwar auch die tägliche Gesellschaft der Madame du Defant aus; inzwischen verspäteten sie sich zuweilen bei Demoiselle Espinasse, und das waren Augenblicke, die jener geraubt wurden. Diese Zusammenkünfte mußten daher für sie ein Geheimniß bleiben, denn man sah die Regungen ihrer Eifersucht voraus. Endlich entdeckte sie aber das, was, nach ihren Reden, nichts geringeres, als eine Verschwörung war. Sie erhob ein Mordgeschrei dar-

über, beschuldigte das arme Mädchen, daß es ihr ihre Freunde entzöge und erklärte, sie wolle keine Schlange mehr in ihrem Busen ernähren.

Ihre Trennung war ungestüm; indessen blieb Demoiselle l'Espinasse darum nicht verlassen. Alle Freunde der Madame du Defant waren auch die ihrigen geworden und man überredete sie sehr leicht, daß der Zorn dieses Weibes eine Ungerechtigkeit sey. Selbst der Präsident Henault erklärte sich für sie. Die Herzogin von Luxembourg verwies ihrer alten Freundin das Unrecht und schenkte jener ein vollständiges Meublement. Endlich erhielt sie sogar vom König, durch Vermittelung des Herzog de Choiseul, einen jährlichen Gnadengehalt, der sie weit über ihre Bedürfnisse sicher stellte, und die ausgezeichnetesten Gesellschaften in Paris beeiferten sich um das Glück, sie zu besitzen.

D'Alembert, dem Madame du Defant gebieterisch die Wahl vorlegte, entweder mit ihr oder mit der erstern zu brechen, war nicht unschlüssig, und weihte sich ohne Bedenken seiner jungen Freundin. Da sie weit auseinander wohnten, so war es bei übler Witterung für d'Alembert beschwerlich, des Abends aus der Rue de Belle-Chasse in die Rue Michel-le-Comte zurückzukehren, wo seine Pflegemutter wohnte; gleichwohl fiel ihm noch nicht ein, die letztere zu verlassen. Allein er wurde krank, so krank, daß seinem Arzte, Bouvart, für ihn bange war. Seine Krankheit war ein fauliges Fieber, wo reine, freie Luft das erste Heilmittel ist. Nur war seine Wohnung bei seiner

Glaserin ein kleines, schlecht erleuchtetes, der frischen Luft fast unzugängliches Zimmer; das Himmelbette war sehr eng. Alle diese Unbequemlichkeiten der Wohnung, erklärte uns Bouvart, könnten sehr traurige Folgen haben. Watalet bot ihm ein Zimmer in seinem Hotel in der Nähe des Boulevard vom Temple an; man brachte ihn dahin und Demoiselle l'Espinasse warf sich ohne zu fragen, was die Leute dazu denken oder sagen würden, zu seiner Krankenwärterin auf. Kein Mensch verargte es ihr. D'Alembert genaß; er weihte nun sein Leben der, die dafür Sorge getragen hatte und wünschte, bei ihr zu wohnen. Nichts war unschuldiger, als ihre Vertraulichkeit; auch verschonte sie so der Argwohn; die Bosheit selbst wagte es nicht sie anzutasten, und die Hochachtung, die Demoiselle l'Espinasse genoß, wurde nun, weit entfernt den mindesten Abbruch zu leiden, nur fester und ehrenvoller begründet. Gleichwohl war dieser so reine, auf d'Alemberts Seite stets so zärtliche und unveränderliche Bund doch nicht so süß, so glücklich für ihn, als er es hätte seyn sollen.

Dies feurige Gefühl, die schwärmerische Einbildungskraft der l'Espinasse gaben ihr den Vorsatz ein, sich aus dem geringen Mittelstande, in dem sie zu veraltern fürchtete, empor zu heben. Mit allen Gaben zu gefallen, zu verführen, die sie, ohne gerade schön zu seyn, besaß, hielt sie es für möglich, daß einer unter ihren Freunden, selbst einer der ausgezeichnetesten, verliebt genug wer-

den könnte, um sie heirathen zu wollen. Diese ehrgeizige Hoffnung ward mehr wie einmal getäuscht, und dennoch ließ sie sich nicht zurückschrecken. Sie hing sich an einen andern Gegenstand, wurde immer gespannter und zuletzt so lebhaft, daß man hätte glauben sollen, sie sey ganz von Liebe berauscht. So z. B. war sie in das, was sie bei Guibert Heldengröße und Genie nannte, einmal so bis zum Wahnsinn verthört, daß sie in der Kriegskunst und dem Schriftsteller-Talent durchaus keinem fand, der eine Vergleichung mit ihm aushielt. Demohngeachtet entschlüpfte ihr dieser, wie so mancher andere. Nun ging sie auf die Eroberung des Marquis Mora, eines jungen Spaniers von hoher Abkunft aus, der auch in der That, war es nun Liebe, war es Enthusiasmus, leidenschaftlich an ihr hing. Wir sahen ihn mehr als einmal vor ihr in Anbetung versunken und der Eindruck, den sie auf diese spanische Feuerseele gemacht hatte, nahm einen so ernstlichen Charakter an, daß die Familie des Marquis ihn schleunig zurück rief. Die l'Espinasse, die so ihre Wünsche vereitelt sah, war denn nun gegen d'Alembert nicht mehr die alte: sie ließ ihn nicht allein Kälte, sondern selbst grämliche Launen voll Bitterkeit und Gallsucht empfinden. Er verbiß seinen Aerger und seufzte nur gegen mich darüber. Der Unglückliche! Seine Ergebenheit, sein Gehorsam gegen sie ging so weit, daß er, in Moras Abwesenheit, selbst mit Tagesanbruch die Briefe von der Post abholte, um sie beim Erwachen ihr zustellen zu

können. Der junge Spanier ward in seinem Vaterlande krank; und da seine Familie nur auf seine Genesung wartete, um ihn anständig zu verheirathen, so fiel Dem. l'Espinasse darauf, von einigen Pariser Aerzten den Ausspruch thun zu lassen, das spanische Klima sey für Mora tödtlich, und, um sein Leben zu retten, müsse er wieder französische Luft einathmen. D'Alembert brachte es bei seinem vertrauten Freunde, Lorry, einem der berühmtesten Pariser Aerzte dahin, daß er dieses Gutachten ausstellte. Sein Ansehen, durch die Wünsche des Kranken unterstützt, that in Spanien seine ganze Wirkung. Man ließ den jungen Mann abreisen; er starb unterweges und der tiefe Gram in den Dem. l'Espinasse versank, zernagte vollends die schon zerbrechliche, vom innern Drange aufgeriebene Hülle und stürzte sie ins Grab.

D'Alembert war über ihren Verlust untröstlich. Damals begrub er sich auf immer in seine Wohnung im Louvre und wie er sein übriges Leben hinbrachte, ist schon anderwärts von mir bemerkt worden. Oft klagte er gegen mich über die traurige Einsamkeit, in die er sich versetzt glaubte. Ich erinnerte ihn umsonst an die veränderten Gesinnungen seiner Freundin, von der er selbst so oft gegen mich gesprochen hatte. „Ja,“ sagte er, „sie hatte sich geändert, aber ich mich nicht; sie lebte nicht mehr für mich, aber ich lebte noch immer für sie. Nun ist sie todt, und für was ich nun noch lebe, weiß ich nicht. Ach, hätte ich doch noch die bittern Au-

genblicke zu ertragen, die sie mir so gut zu versüßen, so ganz vergessen zu lassen wußte! Erinnern Sie sich noch der glücklichen Abende, die wir zusammen zubrachten? Was bleibt mir noch auf der Welt? Komme ich nach Hause, so finde ich nichts, als ihren Schatten. Die Wohnung des Louvre ist ein Grab, in das ich nur mit Schaudern hinabsteige.

Ich fasse das Wesentliche von den Gesprächen zusammen, die auf unsern einsamen Abendspaziergängen in den Tuilerien vorfielen. Ist das, frage ich, die Sprache eines Mannes, dem die Natur ein gefühlvolles Herz versagt haben sollte?

Ich lebte viel glücklicher, als er, unter den verführerischsten Weibern, ohne mich von einer mit Sklavenketten fesseln zu lassen. Weder die hübsche, reizende Filleul, noch die unbefangene, schöne Seran, noch die blendende Villaumont, noch eine von allen deren Umgang mir am angenehmsten war, vermochte meine Ruhe zu stören. Ich wußte, daß sie an mich nicht dachten und war weder so einfältig, noch so geckenhaft, an sie zu denken. Ich konnte wie Atys und noch aufrichtiger sagen:

Gern seh ich junge Rosen,
Im Morgenrothe glühn.
Gern pflückt' ich junge Rosen,
Säh ich sie ohne Dornen blühn.

Die Anmuth ihres Geistes, die Reizbarkeit ihrer Phantasie, der leichte, ungezwungene Gang ihrer Vorstellungen und ihres Ausdruckes, eine gewisse Zartheit der Gedanken und des Gefühls, der, wie die des Gefühlsausdrucks, ihrem Ge-

schlechte vorbehalten zu seyn schien, das war's, was mich an ihnen bezauberte. Ihre Unterhaltungen waren eine eben so lehrreiche, als angenehme Schule für mich, die ich, so fleißig als möglich, besuchte. Wer bestimmt, kraftvoll und nachdrücklich schreiben will, muß nur mit Männern umgehn. Wer aber in seinem Style nach Geschmeidigkeit, Anmuth, nach einschmeichelnder Gewandtheit und nach dem, was man Reiz nennt und wofür ich keinen Ausdruck weiß, strebt, der sollte, dünkt mir, viel unter Weibern *leben*. Wenn ich lese, daß Perikles alle Morgen den Grazien opferte, so verstehe ich darunter, daß er jeden Morgen mit Aspasia frühstückte.

So anziehend indessen für mich die Gesellschaft dieser liebenswürdigen Weiber war, so versäumte ich doch darüber nicht, meiner Denkkraft mehr Stärke, Erhabenheit, Ausdehnung, Fruchtbarkeit und kühnern Schwung im Umgange mit Männern zu geben, deren Geist Licht in den meinigen ergoß. Das Haus des Baron von Holbach, und kurz darauf des Helvetius war der Ort, wo sich die Blüthe der Tischgesellschaft von Madame Geoffrin und zum Theil die Köpfe sammelten, die die letztere zu kühn, zu verwegen fand, um sie zu ihren Diners zuzulassen. Sie achtete den Baron von Holbach, sie liebte Diderot, aber so ganz heimlich, um sich mit ihnen nicht etwa zu komprimittiren. Helvetius hatte sie zwar darin aufgenommen, aber da war er noch jung und hatte noch keinen seiner tollen Streiche gemacht.

Warum sich d'Alembert aus der Gesellschaft, wovon jetzt die Rede ist, entfernt hielt, habe ich nie erfahren. Er und Diderot waren durch gemeinschaftliche Arbeiten und gleichgetheilten Ruhm bei der Encyklopädie verknüpft, und anfangs herzliche Freunde gewesen. Jetzt war dies nicht mehr der Fall. Sie sprachen mit vieler Achtung von einander, aber ohne mit einander zu leben, fast ohne einander zu sehn. Ich habe mir nie herausgenommen, nach der Ursache zu fragen.

Jean Jaques Rousseau und Buffon gehörten ebenfalls einige Zeitlang zu dieser Gesellschaft. Allein der eine brach geradezu ab, der andere zog sich schonender und feiner zurück, um sich entfernt zu halten. Was diese anbetrifft, so glaube ich den Grund bei ihrem Benehmen so ziemlich einzusehn.

Buffon fühlte sich stark genug, um als Aufseher des königlichen Kabinets mit seiner Naturgeschichte eine bedeutende, selbstständige Rolle zu spielen. Daß die Encyklopädie-Gesellschaft am Hofe und beim König nicht in Gnaden stand, sah er wohl ein; er befürchtete im allgemeinen Schiffbruche mit zu scheitern, und nun mit vollen Segeln zu schiffen, oder wenigstens zwischen den Klippen mit Vorsicht allein hin zu steuern, wollte er lieber sein eignes von den übrigen abgesondertes Fahrzeug haben. Das verdachte man ihm eben nicht. Indessen hatte es mit seiner Zurückgezogenheit doch auch eine andere Bewandtniß.

Büffon war zu Hause mit Schmeichlern, treuen Anhängern und Nachbetern umgeben, und an eine

folgsame Nachgiebigkeit gegen seine systematischen Meinungen gewöhnt, und wurde nun manchmal unangenehm überrascht, wenn er bei uns dafür weniger Ehrfurcht, weniger Gelehrigkeit fand. Ich sah, wie er, mißvergnügt über den erfahrnen Widerspruch, davon ging. Bei unleugbaren Verdiensten besaß er doch einen Stolz, eine Eigenliebe, der den erstern wenigstens gleich kam. Durch Schmeichelei verwöhnt, vom großen Haufen in die Classe der größten Männer der Nation gesetzt, mußte es ihn verdrießen, daß ihm die Mathematiker, Chemisten und Astronomen nur einen, dem ihrigen sehr untergeordneten Rang einräumten, daß die Naturforscher selbst wenig Neigung bewiesen, ihn an ihre Spitze zu stellen, daß ihm die Gelehrten nur dem sehr kleinlichen Ruhm eines blühenden, zierlichen Styls, eines glänzenden Colorits zollten. Einige tadelten ihn sogar deswegen, daß er über einen Gegenstand, der nur schlicht und ungekünstelt beschrieben werden sollte, so pomphaft geschrieben habe. Eine seiner Freundinnen fragte mich einst, wie ich über ihn sprechen würde, wenn ich etwa in der französischen Akademie seine Gedächtnißrede halten müsse. Meine Antwort war, ich würde ihm eine der ersten Stellen unter den Dichtern der beschreibenden Gattung anweisen. Mit dieser Art zu loben war sie nun freilich nicht zufrieden.

So gefiel es also Buffon unter seines Gleichen nicht, und er verschloß sich nun mit unwissenden, sklavischen Tischgenossen, ohne sich weiter etwas

weder mit der einen, noch mit der andern Akademie zu schaffen zu machen. Er arbeitete bei den Ministern selbst auf Begründung seines Glücks und seines Rufes an den fremden Höfen los. An den letztern vertauschte er seine Werke gegen kostbare Geschenke. Indessen trat sein friedliebender Stolz wenigstens keinem Menschen zu nahe und war ganz von dem des Rousseau verschieden.

Nach dem Glücke, welches Rousseau's zwei erste von der Dijoner Akademie gekrönte Schriften bei jungen Köpfen gemacht hatten, sah er voraus, daß er mit Paradoxen in seinem blühenden Style, seiner feurigen Beredsamkeit ausgemalt, ohne Mühe eine Menge Nachbeter bekommen konnte, und nun faßte er den ehrgeizigen Entschluß, eine Sekte zu stiften. Anstatt ein schlichter Theilnehmer der philosophischen Schule zu bleiben, wollte er lieber Lehrer, Stifter, Oberhaupt einer von ihm gegründeten Sekte seyn. Zog er sich, wie Buffon, aus unserer Gesellschaft ohne Streit, ohne Lärm zu erregen, zurück, so hätte er seinen Zweck nicht erreicht. Um sich bei der Menge einen Anhang zu verschaffen, versuchte er das Aeußere eines alten Philosophen nachzuäffen. So besuchte er erst in einem alten Mantel und dann in der Kleidung eines Armeniers die Oper, die Kaffeehäuser, die Spaziergänge, aber weder seine kleine schmuzige Perrücke, noch sein Diogenesstab, noch seine Pelzmütze bewog die Vorübergehenden still zu stehen. Es war ein durchgreifender, ein auffallender Streich nöthig, um nur den Feinden der Gelehrten, und

namentlich derer, die man mit dem Namen Philosophen brandmarkte, zu zeigen, daß J. J. Rousseau mit diesen gebrochen habe. Dieser Bruch, das sah er voraus, schaffte ihm einen Haufen Anhänger, und er hatte sehr gut berechnet, daß die Priester sich zu ihm schlagen würden. Sich von Diderot und seinen Freunden zu trennen, war ihm zu wenig; er sagte ihnen Grobheiten und durch eine Verläumdung, die er gegen Diderot abschloß, gab er das Signal zum Kriege, den er ihnen beim Austritte aus ihrer Mitte ankündigte.

Ihre Gesellschaft tröstete sich über den Verlust; die Undankbarkeit, in der Rousseau Meister seyn wollte, rührte sie wenig und sie fand nun in sich selbst die angenehmsten Freuden, die nur immer Denkfreiheit, Geistervereín und Ideentausch schaffen kann. Wir fühlten uns frei und nicht, wie bei der Geoffrin, am Laufzaume gegängelt, ohne daß jedoch diese Freiheit je in Frechheit ausartete. Es gab heilige und unverletzliche Gegenstände, die nie den Reibungen und den Stoße widerstreitender Grundsätze unterworfen wurden. Gott, Tugend und die heiligen Gesetze natürlicher Moral waren hier nie, und zum wenigsten in meiner Gegenwart nie Vorwürfe des Zweifels. Dies kann ich bezeugen. Es gab doch noch hinlänglich weiten Spielraum, und nach dem Aufschwunge, den manche Köpfe nahmen, glaubte ich manchmal die Schüler eines Pythagoras, eines Plato zu hören. Galiani setzte hier bisweilen durch seine originellen Ideen und die geschickten, ihm eigenen Wendungen, womit

er unvermuthet ihre Entwickelung herbeiführte, in Erstaunen. Der Chemiker Roux enthüllte uns als Mann von Genie die Geheimnisse der Natur; der Baron von Holbach, der alles gelesen und nichts Merkwürdiges vergessen hatte, spendete hier überflüssig die Reichthümer seines Gedächtnisses, und Diderot besonders verbreitete mit seiner gefälligen, überzeugenden Beredsamkeit, mit seinem vom Feuer der Begeisterung wiederglänzenden Antlitze, Licht in alle Köpfe, Feuer in alle Seelen. Wer Diderot nur aus seinen Schriften kennen lernte, hat ihn nicht gekannt. Seine Ansichten über die Kunst zu schreiben hatten seine schöne Natürlichkeit verbildet. Wenn er beim Sprechen lebhafter wurde, und seinen Gedankenquell frei ausströmen ließ, so vergaß er seiner Theorien, gab sich blos dem Drang des Augenblickes hin, und da war er hinreissend. In seinen Schriften wußte er kein Ganzes zusammen zu gliedern. Diese erste Arbeit, alles zu ordnen, an seinen Platz zu setzen, war ihm zu langweilig, zu verdrüßlich. Im Drange der Begeisterung schrieb er nieder, ohne etwas durchdacht zu haben; so schrieb er, wie er selbst sagte, hübsche Seiten, aber nie ein Buch. Beim freien, abwechselnden Gange der Unterhaltung verschwand dieser Mangel von selbst.

Einer der schönsten Augenblicke Diderot's war immer der, wo ihn ein Schriftsteller über seine Arbeit um Rath fragte. War der Gegenstand der Mühe werth, da hätte man sehen sollen, wie er ihn ergriff, durchdrang, wie er mit einem Blicke

entdeckte, welcher Reichthümer, welcher Schönheiten er empfänglich wäre. Fand er, daß der Schriftsteller ihm wenig gewachsen war, so füllte er, anstatt dem Vorlesen zuzuhören, in Gedanken die Lücken aus. War es ein Theaterstück, so webte er neue Scenen, neue Triebfedern, Zwischenfälle, Charakterzüge hinein; was er so träumte, glaubte er gehört zu haben und nun rühmte er das ihm vorgelesene Werk, indem sich denn nach dessen Erscheinung fast nichts von alle dem fand, was er davon gerühmt hatte. Die Zweige des *menschlichen* Wissens waren ihm im Ganzen und in ihren einzelnen Theilen so bekannt, so gegenwärtig, daß er stets auf das, was man ihm zu sagen hatte, vorbereitet schien, und seine hingeworfensten Winke sahen immer wie Resultate eines so eben beendigten Studiums, oder einer langen Untersuchung aus.

Er, der aufgeklärteste Mann seines Jahrhunderts, war zugleich einer der liebenswürdigsten. Wenn moralische Gegenstände berührt wurden, worüber er sich so gern ergoß, ist es unbeschreiblich, welchen Zauber in seinem Munde die Beredsamkeit des Gefühls hatte. Seine ganze Seele blickte aus seinen Augen, schwebte auf seinen Lippen. Nie haben Gesichtszüge besser die Herzensgüte dargestellt.

Von den Freunden, die ihr so eben unter der Zucht und Aufsicht der Madame Geoffrin gesehn habt, spreche ich hier nicht. Beim Baron von Holbach, bei Helvetius lebte jeder, wie er wollte,

und war dann um so liebenswürdiger, denn der Geist kann alle seine Kräfte, seine Reize nur dann entfalten, wenn er durch nichts beengt wird. Er gleicht Virgils Wettrenner:

Qualis ubi, abruptis, fugit praesepia, vinclis,
Tandem liber equus: campoque potitus aperto....
Emicat, arrectisque fremit cervilibus alte
Luxurians.

Ihr begreift gewiß, wie angenehm es mir seyn mußte, zwei, dreimal wöchentlich in so guter Gesellschaft zu speisen. Wir befanden uns alle so wohl dabei, daß, wenn die schöne Jahrszeit eintrat, diese Diners noch mit philosophischen Ausflügen in Gestalt von Piqueniks nach den Umgebungen von Paris, an den Ufern der Seine untermischt wurden. Der ganze Schmauß bestand in einem derben Fischgerichte und durchstreiften wir der Reihe nach die Orte, die dem Rufe nach am reichlichsten mit guten Fischen versorgt waren. Am häufigsten traf es Saint-Cloud; wir fuhren früh auf der Seine hinunter, um die Stromluft einzuathmen, und kamen Abends durch das Boulogner Gehölze zurück. Das glaubt ihr wohl, daß bei diesen Spazierfahrten das Gespräch nicht stockte.

Einst war ich gerade da mit Diderot allein, und als die Rede auf d'Alemberts Brief über die Schauspiele kam, bezeugte ich ihm meinen Unwillen über die Note, die Rousseau der Vorrede zu diesem Briefe beigefügt hatte. Diese Note war für Diderot wie ein Dolchstich. Hier ist die eigentliche Stelle des Briefes:

„Ich hatte einen strengen, einen vernünftigen Aristarch, aber ich habe ihn nicht mehr, will ihn nicht mehr haben. Mein Herz vermißt ihn noch vielmehr als meine Schriften.“

Und hier die Note:

„Wenn du gegen deinen Freund den Degen gezogen hast, so verzweifle darum nicht, denn du kannst vielleicht zu deinem Freunde zurückkehren. Hast du ihn mit Worten betrübt, so fürchte nichts, du kannst dich vielleicht mit ihm versöhnen. Doch für Schimpf und beleidigende Vorwürfe und Entdeckung des Geheimnisses und Verwundung seines Herzens durch Verrätherei ist in seinen Augen keine Gnade zu finden und er entfernet sich ohne Rückkehr. (Pred. Salom. 22, 26. 27.)

Alle Welt wußte, daß diese ehrenrührige Anmerkung auf Diderot ging, und viele glaubten, daß er sie verdient habe, weil er sie nicht widerlegte.

„Mein Urtheil über Sie und Rousseau“, sagte ich zu ihm, „wird nie schwankend; ich kenne Sie, ich glaube, auch ihn zu kennen. Aber sagen Sie mir, in welchem Anfall von Wuth, unter welchem Vorwand konnte er Sie so schmerzlich beleidigen?“ — „Lassen Sie uns in diese einsame Allee gehen, hier will ich Ihnen das anvertrauen, was ich nur in den Schooß meiner Freunde niederlege.“

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Marmontel, Jean François,

Marmontels Leben und Denkwürdigkeiten in dem Zeitraume von 1723 - 1799

Bd.: 2

Leipzig (1805)

Biogr. 738 d-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10064920-2